

VON ZWEI ERLÖSERN

Hans Land



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Werke von Hans Land.

Stiefkinder der Gesellschaft	Preis	Mk.	2.—
Die am Wege sterben	"	"	1.50
Amor tyrannus	"	"	1.—
Der neue Gott, Roman	"	"	3.—
Sünden	"	"	2.—
Die heilige Ehe, Drama (mit Felix Hollaender)	"	"	2.—
Die Richterin, Roman	"	"	3.50
Mutterrecht	"	"	1.—
Die Jugendhafte, Humoresken	"	"	2.—
Um das Weib, Roman.	"	"	3.—
Von zwei Erlösern, Roman			

Von zwei Erläsern

— Alle Rechte vorbehalten. —

Druck von C. F. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Hans Band

Von zwei Erläsern

Roman



Berlin
Verlag der Romanwelt
1897.

1880

Der heimgegangenen Freundin

Hedwig Kuczynski

in wehmüthigem Gedenken

dargebracht.

236990

*Ἔσται τὰδ' ἔσται, μὴ τρέσῃς ἐπεὶ σ' ἐγώ
Καὶ ζῶσαν εἶχον καὶ θανούσ' ἐμὴ γυνή.*

Ich folg', ich folg' dir! Sitte nicht! Du bist und bleibst
In Tod und Leben einzig mein geliebtes Weib!

Euripides.

Don zwei Erlösern

I

Ein Kindes Auge blickte in die Sonne, die hinter den schneebedeckten Bergen Thrakiens nieder sank. Mit dem Lichtgestirne ging ein Tag des letzten Jahrhunderts vor Beginn unserer Zeitrechnung dahin.

Gebendet von dem Lichte schloß sich das Auge, öffnete sich wieder und begegnete einem noch himmlischeren Strahle, der nicht blendend und doch so hell und innig sich in das Kinderauge senkte. Auch er kam von einer Sonne. — Er kam aus einem wundertiefen Menschenauge, aus dem Auge einer Mutter. Hell war er und leuchtend, dieser Blick, dieser Strahl, und blendete doch nicht. Eine hohe Frauengestalt stand neben dem Lager der jungen Mutter; das Alter hatte sie nicht beugen können. Sie hatte etwas von der Linde, die draußen vor dem Hause stand, deren Stamm zweimal der Blitz getroffen. Mit tausend Zweigen erhob sich die Linde, des Blitzes spottend, spottend des Sturmes, zu den ewigen

Bergen empor. Die Alte nahm das Kind und reichte der jungen Mutter einen Becher Wein. Diese neigte kaum die Lippen.

„Trink' nur, Ino!“

„O liebe Mutter, der Wein macht mich so müde.“

„Trink' und schlafe!“

Ino trank, Kreusa setzte sich mit dem Kinde der Liegenden zu Füßen. Ino strich ihr Goldhaar zurück und sah die Mutter ihres Gemahls traurig an.

„Was ist dir, Ino?“

„Ich denk' an Spartacus,“ antwortete sie seufzend.

„Er wird sich seines Sohnes schon noch freuen.“

„Wer weiß, wann er ihn einmal sehen wird. Ewig dieser Römerdienst! Unter den Weibern wird mein Knabe aufwachsen!“

„Auch da kann er ein Mann werden, Ino! — Nur getrost, Spartacus wird kommen. Der freie Thrakersfürst wird nicht lange dem Römer dienstbar sein.“

„Den strecke Ares nieder!“ . . .

Dies sprach ein Mann, der leise das Gemach betreten hatte. Es war seine Art, so zu kommen.

„Was willst du, Jason?“ fragte Kreusa, den Kopf über die Schulter gewendet.

Der Mann antwortete nicht, er trat an das Lager; der letzte Strahl der Abendsonne zitterte auf Inos blassem, vom zartesten Rosenlicht übergoßenen Gesicht. Unter den herrlich geschwungenen Brauen sahen zwei Augen auf Jason mit

verschleiertem Blick hervor. Wie schön sie war in ihrer leidenden Mattigkeit! Den Kopf umflossen tausend im Abendschein glitzernde krause Goldfäden.

Jason streckte nun Ino seine bisher auf dem Rücken versteckt gehaltene Rechte hin. Sie hielt einen Strauß glühender roter Rosen. Ino sah lächelnd zu ihm auf und dankte. Stirnrunzelnd stand Kreusa daneben, den Knaben im Arm. Sie öffnete eben die Lippen, da ertönte lautes, gellendes Schreien von den Berghöhen herab. Ino erschrak heftig.

„Das Fest des Dionysos!“ sagte Jason beschwichtigend und eilte hinaus auf die Straße. Kreusa folgte ihm mit dem Knaben, um den Zug der Weiber zu sehen. Gerade raste der Schwarm den Berg hinab. Mit fliegenden Haaren, Weinlaub wild in die Locken geflochten, die Gesichter glühend heiß, die Brüste beim atemlosen Laufe vom Obergewande entblößt, wild die Thyrsosstäbe schwingend, so stürmte die Schaar der Bacchantinnen heran. . . Es waren Weiber jeden Alters, Mädchen, Frauen und Greisinnen, alle hatte der Taumel erfaßt.

Der Thrafer pflegte die Sitte der Vielweiberei. Man kaufte die Mädchen ihren Vätern ab, man erwarb sie wie Herdenvieh. Der Thrafer haßte die Arbeit und wälzte ihre ganze Last den Weibern und den Sklaven auf die Schultern. Das Weib duldete des Mannes Launen, trug seine Bürden und breitete ihm das Fell vor dem warmen Herde aus, wann der Gemahl müde

vom Jagen heimkehrte, es starb, wann sein Herr und Gebieter die Augen zum ewigen Schlummer schloß.

So gehört das Weib mit seinem Schaffen, seinem Leibe und seinem Leben dem Manne, so trägt und duldet es das ganze Jahr, immer gehorchend, immer dienend. Da kommt das Fest des Dionysos. Das Weib atmet tief auf, erhebt das Haupt, schaut kühn um sich und zählt die Tage bis zum Feste. Der Tag des Weingottes gehört dem Weibe. Mit lautem Gesange ziehen die Frauen und Mädchen die Berge hinan und feiern die Dionysien. In rasenden, ausgelassenen Spielen, lautem wüsten Schreien, wildem trunkenen Gelächter machen sich die gepreßten Seelen dieser Geknechteten Luft. Alles zurückgebrängte Gefühl, alles erlittene Unrecht, dem die Furcht vor dem rohen Gemahl Schweigen auferlegte, das schreit auf, lacht und weint und rast in toller Leidenschaft am Dionysostage. Den Männern ist es verboten, den Schauplatz der Feier zu betreten; Neugierige büßen mit dem Tode. Rasende Weiber zerreißen sie.

Die Sonne war untergegangen, das Fest beendet. Der Schwarm der Weiber umringte Jason, der vor dem Hause seines Freundes stand, hinter ihm Kreusa, den Knaben im Arm.

„Der Sohn des Spartacus! Der Sohn der Ino! Jawohl, der Sohn des Spartacus! Jawohl!“ So scholl es wüßt durcheinander. „Der Sohn des Jason ist es, der die liebesranke, stolze, verlassene Ino tröstet!“

Die Schaar stieß ein wildes Gelächter aus. Jason war blaß geworden. Kreusa bückte sich rasch nach einem Stein, und als sie ihn zum Wurfe hob, stoben die Weiber kreischend auseinander. Verächtlich warf Kreusa den Stein zu Boden, dann trat sie rasch in das Haus, dessen Thür sie dröhnend vor Jason ins Schloß warf. Dieser verschwand sogleich. — Als Kreusa das Gemach betrat, lag Ino in tiefem Schlummer.

* * *

Wie ihr Vaterland waren die Thraker rauh. Gleichwie in Rom nannte man im bildungsstolzen Hellas vor allen anderen Ländern Thrakien das Land der Barbaren, — und doch war es die Heimat der Musen. — Auch ein Märchenland war es, dieses verachtete Bergrevier, die schönsten Märchen und Sagen der griechischen Götterwelt haben hier ihren Ursprung. Ein Sängerland war es, denn sein bester, sein herrlichster Sohn — ist Orpheus, der König der Sänger. Das war das Land der Barbaren . . .

Zu den wenigen Männern, denen die Liebe Eines Weibes genügte, gehörte unter den Thrakern Spartacus, ein Mann aus edlem Königsgeschlecht, der Fürst des stärksten Thrakerstammes, der Führer der Odrysen. Ino war zart, Spartacus eichenstark. Vergebens suchte er nach einem Ebenbilde für die Geliebte. Er fand keins. In dem thrakischen Berglande fand er nichts, was so war wie sie . . .

Es kam einmal ein Wanderer vom Gebirgskamm hernieder, der war im fernen Indien gewesen, fast so weit wie der große Sohn des Philipp. Von dem heiligen Gangesstrom erzählte er und von den Gazellen. Auch eine Lotosblume brachte er mit. Lange Zeit sah Spartacus die fremde Blume an, dann sagte er: „Dies ist Ino . . .“

Er war der Sohn seines Landes mit Leib und Seele, alles an ihm wies auf unbändige Kraft hin. Nur das Verhältnis zu Ino war nicht thrakisch. Spartacus hatte niemals ein andres Weib in seinen Armen gehalten, Inos Lippen waren die einzigen, die er je geküßt. Sie war sehr anders als die übrigen Thrakerinnen, sie gesellte sich ihnen auch nicht zu und ward deswegen vielfach gehaßt. Den Männern zeigte sie sich selten. Nur die vertrautesten Freunde sahen sie ab und zu im Hause des Spartacus, aber immer nur auf Augenblicke. Sie kannten sie nur aus den Gesprächen des Spartacus, der sie oft genug pries. Zu der Zahl der Vertrauten gehörte Jason. Kaum zwei mochte man finden, die ihn kannten und die die gleiche Meinung über ihn hatten. Die Freundschaft des Spartacus dankte Jason dem Zufall, daß er Ino einst vor einem wütenden Stiere rettete. Voll Dankes war sie ihm seitdem entgegengekommen, offen und vertraulich. Als Spartacus an der Spitze seiner Krieger mit dem Römerheere nach Byzanz zog, empfahl er dem Freunde, den mit einigen andren das Los bei der Aushebung verschont hatte, die Sorge um sein schutzloses Weib.

Jason betrat das Haus des Spartacus insofgedessen oft, zu oft, wie Kreusa meinte. Sie mochte den Mann nicht, der Hohn der rasenden Weiber hatte sie schwer gekränkt und sie nahm sich vor, dem Manne den Aufenthalt im Hause des Sohnes noch mehr zu verleiden. Ino zu warnen, gewann sie nicht über sich; was sollte sie die schuldlose Frau erst argwöhnisch machen? Ihrem Sohn aber, wann er zurückkehrte, dem wollte sie's sagen.

Der Mann, von dem sie so dachte, war unterdessen dem Walbpfade gefolgt, der mählich hinanstieg. Dem Einsamen war sonderbar zu Mute. Als er Ino damals vor den Hörnern des Stieres mit Lebensgefahr rettete, als er sie in seinen Armen hielt, da empfand er etwas, wonach er seitdem ständig sich sehnte. Eine rasende Liebe war in ihm aufgewacht, sie machte aus ihm einen Verworfenen, denn der Besitz dieser Frau stand Tag und Nacht als letztes Ziel vor seiner Seele.

II.

War das nicht Waffengeklirr, was von der Höhe zu ihm herniederklang? Jason lauschte. Männerstimmen vernahm er, sie kamen immer näher. Jason hörte die dürren Zweige unter den Tritten der Männer krachen.

Da hörte er seinen Namen rufen: „Jason!“

Es war eine Stimme, sie hallte wie ein Erzschild, den eine Klinge schlägt.

„Spartacus!“ rief Jason erstaunt.

Aus dem Dickicht traten dunkle, hohe Gestalten hervor, an fünfzig Männer. Der sie alle um mehr denn Haupteslänge überragte, ergriff beide Hände Jasons und schüttelte sie.

„Wie steht's um Jno?“

„Sie hat dir einen Sohn geboren.“

„Einen Sohn!“ jauchzte Spartacus, riß seine Hände aus denen des Freundes und reckte die Arme in die Höhe. „Einen Sohn?!“ Es klang wie Lerchenjubel. „Habt ihr's gehört?! Ich habe einen Sohn! Einen Sohn! Spartacus hat einen Sohn! Ihr Götter — ich — ich habe . . .“

Er riß sein Schwert von der Seite, er schwang es mit wildem Jauchzen. „Ihr Götter, bei dieses Kindes Leben schwör' ich's, wann mein

Knabe sein erstes Jahr vollendet, soll kein Römer mehr im thrakischen Lande atmen!“

Jason blickte erstaunt auf den Mann. So hatte er ihn nie gesehen. Gemessen und ernst pfl egte er sonst zu sein. Spartacus bemerkte diesen verwunderten Blick. „Ach, Jason, du weißt nicht, was ich von römischer Anmaßung, prätorischer Frechheit erduldet habe.“

„Habt ihr mit den Römern gebrochen?“ schrie Jason. Er richtete seine entsetzten fragenden Augen auf die umstehenden Landsleute, als traute er den Worten des erregten Freundes nicht.

Ein Murmeln der Bestätigung ging durch die Reihen. „Erzählt! Erzählt!“ rief Jason. Er griff an seine Schläfen.

Spartacus biß sich die Lippen. Mit geballten Fäusten stand er da, seine Augen bohrten sich starr in die sinkende Dämmerung. Dann sagte er:

„Wir kamen von Byzanz. Der Küste der Propontis folgend, erstiegen wir das Rhodope-Gebirge. Nach Philippopolis wollte der Prätor die Kohorten führen. Lange schon wurmte uns, daß wir verwandten Stämmen mit unsren thrakischen Waffen Römerherrschaft aufdringen mußten. Mir kam der Gedanke, wenn alle Thraker fest zu einander stünden, es sollte keines Römers Fuß unsre Grenzen betreten. Ich suchte Streit. Wie wir die Berge hinaufstiegen, grüßten mich die blauen Höhen der Heimat. Sehnsucht packte mich nach meinem Weibe und meiner Mutter, die ich länger als ein halbes Jahr nicht

gesehen. Ich forderte Urlaub vom Prätor. Er weigerte mir den. Ich fragte, ob wir römische Bundesgenossen oder Sklaven wären; als er mir Letzteres höhnisch bejahte, packte mich die Wut. 'Die Römer sind Lügner,' schrie ich, 'die mein harmloses Volk mit schönen Worten betrügen!' Der Prätor schäumte. Er griff nach seinem Schwert, mit der flachen Hand schlug ich es zu Boden, klirrend fiel es vor seine Füße. Bevor er noch zu sich selbst kam, war ich schon mit diesen Männern auf dem Wege hierher."

„Und deine Krieger?“

Eine Wolke zog über Spartacus' Stirn.

„Meine Krieger lieben den Fremdling mehr, als ihren Fürsten. Hier siehst du den Nest der Dornen. Die Treue, dacht' ich, gedeihe auf diesen Bergen, deshalb glaubt' ich, stünden die Berge fest, fest ihre Söhne. Es war ein Wahn. Auf meine Aufforderung mir zu folgen, antworteten sie, dem Römer gehöre die Welt, man werde das Schicksal nicht aufhalten. Ich erwiderte: 'Ihr habt den Namen eures Volkes geschändet. Mit meinen wenigen Getreuen will ich thun, was unsres Stammes würdig ist. In der Heimat erwart' ich euch. Dort mögt ihr eure thrakischen Waffen gegen thrakische Brüder führen.'“

„Wie willst du dich,“ fragte Jason, „wenn dir die Deinen treulos geworden, gegen die Römer wehren?“

„Ich werde Boten senden in alle Gaue, ich werde das Land aufrütteln aus seinem Schlafe, ich werde Feuer entzünden auf allen Berggipfeln,

die sollen weit — weit hinausleuchten in das Land, die sollen die Stämme von der Ebene und die freien Hirten der Berge zusammenerufen zu dem großen Befreiungswerk. — Aber kommt nun, ich will mein Weib sehen und meinen Sohn!“

Es war inzwischen dunkel geworden. Bald standen die Männer vor Spartacus' Hause.

„Schlaft wohl! Morgen früh kommt zu Räte! Ich danke euch allen. Gute Nacht!“ — Sie gingen, nur Jason blieb zurück.

„Geh' ins Haus, Jason, wecke die Knechte, benachrichtige meine Mutter von meiner Ankunft, damit sie Ino vorsichtig mitgeteilt werde. Die Überraschung könnte sie erschrecken.“

Jason pochte an die Thür, ein Knecht öffnete. Jason tritt ein, tiefes Dunkel füllt den Flur. Da stürmt jemand heran — auf Jason zu, zwei weiche Arme umschlingen ihn, — er denkt nicht in diesem Momente, er ahnt nur und umfängt mit bebender Inbrunst die zitternde Gestalt, die ihm heiß Wangen, Mund und Stirn küßt, schluchzend nur den einen Namen immer wieder ruft: „Spartacus! Mein Spartacus!“

Dieser hört sein Weib rufen und betritt in dem Moment den Flur, da Knechte Fackeln bringen. Laut schreit Ino auf und schleudert den Bekannten von sich. Mit zuckenden Lippen, totenblaß steht sie da, stumm und starr. Jason schaut stieren Blickes in die Gluthen der Fackeln . . .

Spartacus fährt auf, als er Ino in Jasons Armen sieht, unwillkürlich zuckt seine Rechte nach dem Schwert, dann streicht er mit

der Hand über die Stirn und lächelt. „Jno!“ ruft er und stürzt zu ihr hin und reißt sie an seine Brust. Sie sieht ihn stier an, bleibt stumm und blickt verwirrt um sich.

„Gieb dich zufrieden, du! Der Schaden ist klein. Jason ist auch Spartacus . . .“

„Jason ist auch Spartacus . . .“ murmelt Jason zwischen den Zähnen.

Noch immer zittert Jno. Noch immer blickt sie ausdruckslos die beiden Männer an. Sie scheint nach Luft zu ringen, ihre Brust wogt heftig, beide Arme reckt sie auf, fällt auf den harten Boden nieder und bricht in einen Strom von Thränen aus. — —

Jason verließ eilig das Haus. Wie ein Wahnsinniger stürzte er auf die Straße hinaus. Beide Hände gegen die brennende Stirne drückend, ächzte er laut, dann lachte er wild und gellend. Immer wieder erneuerte sich diese Szene vor seinen Augen. Immer wieder preßte er Jno an seine Brust, immer wieder schleuderte sie ihn von sich, immer wieder sah er sie mit erhobenen Armen laut schreiend vor sich zusammenbrechen.

Hinter zerrissenen Wolken blickte der Mond hervor, in den Bäumen rauschte der Nachthauch klagend, Fledermäuse huschten vorüber, sie zogen flatternd ihre Kreise um den Ruhelosen.

Er schauderte. Die er glühend liebte, die verabscheute ihn.

Weshalb? Weshalb liebte er sie? Weshalb haßte sie ihn? Konnt' es nicht umgekehrt sein? Sind es die Götter, die den Menschen die unseligen Gefühle erwecken?

Die Götter sind gut, sie lieben den Menschen, sie schenken ihm alles, was das Leben schmückt, wie sollten sie dem Lieblinge geben, was ihn vernichtet?

Und doch, — das Gefühl ist ja Glück, — sind sie nicht selig, — Spartacus und Jno in ihrer Liebe?

Wunderbar, — ihm und dem Spartacus ward dasselbe gegeben, beiden ein Gefühl in die Brust gelegt, den einen beseligte es, den andern machte es elend. . . Also sind doch die Götter nicht allen gleich gesinnt. Dem Spartacus wollen sie wohl, — mich martern sie. Jno ist eine seltene, wunderbare Blume, das aber sehen die andern Männer nicht. In Jnos Augen ist Unsägliches, das mit Himmels Gewalt hinreißt. Die anderen sehen es nicht. Sähen sie es, sie dächten nicht an Schwert und Schild, an Vaterland und Freiheit, Kampf und Ehre, — sie sähen nicht die Berge, nicht den Himmel, nicht Sonne, nicht Mond, nicht Sterne, — sie sähen nur die eine, nur sie, nur sie, — sie wären alle so elend wie ich.

Wenn ich nun über die Berge stiege in ein fremdes Land, wo diese Augen nicht leuchten? — Ohne sie fortgehen, weit fort. Das wäre Wahnsinn . . .

Nein, Wahnsinn ist diese Sehnsucht nach ihr. Wenn ich sie immer in diesen Armen hielte, (es wäre doch kein Glück, wollte er weiter denken) es wäre die höchste Seligkeit, dachte er.

Weshalb erheben die Berge sich so hoch empor?

Sie mögen die Wölbung des Himmels lieben, nach dem reinen Äther sich sehnen.

Weshalb kehrt der Stein, den ich den Wolken zuschleudere, immer wieder eilig zur Erde zurück? Er gehört zu ihr. Er ist ein Teil von ihr. Er liebt sie, deshalb sucht er ihre Nähe.

Weshalb wachsen die Blumen, der Weinstock, die Bäume der Sonne zu?

Weil sie der Quell ihres Lebens ist. Weil alle, alle die Glänzende lieben. Und der Bach, der, wenn ihn der Fels im Laufe hemmt, klagend aufrauscht, der immer in Eile seinem Ziele zuströmt, hat er wohl auch Sehnsucht? Liebt er wohl das Meer? . . .

Und alles — alles — die Berge, der Stein, die Pflanzen, der Bach, alles, was ist, strebt dem zu, das es liebt, und ich allein, ich sollte das gerade meiden?

Fragen sie wohl, ob man sie wieder liebt? Wissen sie wohl, ob das, was sie lieben, auch nach ihnen Sehnsucht spürt? Nein, das fragen, das wissen sie nicht. Nur es besitzen, das ist ihr Streben, nur es erreichen, das ist ihr Ringen . . . Das sei auch das meine . . .

III.

In einer schweren Nervenerschütterung lag Jno. Spartacus saß an ihrem Lager und blickte sorgenvoll auf sie nieder. Die ganze Nacht hatte er so verbracht; der Morgen war gekommen.

Vor jedem Lusthauch muß man sie schützen, dachte er. Ein Zwischenfall, über den die andren lachend hinweggehen, erschüttert derart ihr Gemüt!

Tief atmete Jno im Schlaf, auf ihren Wangen brannte das Fieber, ihre feinen Nasenflügel zuckten rastlos. Sie war ernstlich erkrankt. — Ruhe wäre ihr gut. Tiefer Friede.

Was aber steht ihr bevor? Kriegslärm und Flucht vielleicht in die Berge und Mangel an allem.

Spartacus seufzte tief auf. Wandern müßt' ich mit ihr, mit der Mutter und meinem Kinde weit fort in ein entlegenes Thal, sie sind die Ersten, die Ruhe und stilles Glück von mir fordern dürfen.

Und mein Volk und meines Volkes Ehre?

Weber mein Volk noch die Welt draußen vermag für verlorenes Glück etwas zu bieten. Sie sind mein alles, meine Lieben, ich fliehe mit den Meinen.

Und die edlen Freunde, die treu zu mir gehalten, geben sie etwa weniger hin, als ich? Opfern sie nicht auch Leib und Leben, Weib und Kind? Ich sollte geringer sein, als der Letzte unter ihnen, ich, ihr Führer, ihr Fürst?!

Er stand auf, seufzend blickte er zu dem Lager der Kranken hinüber, dann ging er hinaus und trug einem Knechte auf, das Zeichen zur Beratung zu geben. Dumpf hallte das geschlagene Erz. Eben verließ Spartacus das Haus, als Kreusa ihm vor der Thür entgegentrat. Ihre Augen funkelten zornig.

„Dieser Jason . . .“ begann sie.

„Mutter,“ unterbrach sie Spartacus, „du hörst das Zeichen. Ich muß fort. Ich werde später mit dir reden.“

Er ging die Straße hinab, schlug einen schmalen Seitenpfad ein, der, mit dem unebenen Boden auf- und abwärts steigend, in die Berge führte und in geringer Höhe und tiefstem Dickicht gegen einen mäßig großen Platz endete. Hoch oben wölbten sich die laubreichen Kronen uralter Bäume, die tiefen Schatten spendeten.

Bald waren alle beisammen, und man ließ sich auf alte, moosbewachsene Baumstämme nieder, die in großer Anzahl ringsum standen. Spartacus betrat den Beratungsplatz der Odrysenhäupter. Er ging auf Jason zu, ergriff seine beiden Hände und drückte sie. Seine Lippen bewegten sich, er schien etwas zu sagen, Jason verstand ihn nicht. Es war wie eine stumme Abbitte der schweren Verlegenheit, die er dem Freunde bereitet hatte.

Jason schwieg. Er atmete auf, als Spartacus ihm die Hände wieder frei ließ.

Dieser nahm seinen Platz jetzt ein.

„Ihr Häupter der Ddrysen,“ begann er, „es werden wenige Tage vergehen, und römische Legionen bringen in diese Thäler. Mir ist Kunde davon gekommen, daß der Prätor unseren Spuren folgt. Er fürchtet, wir reizen die Stämme zur Empörung auf. Er begehrt unsere Häupter, weil er uns fürchtet. Ihr alle, Freunde, kennt meine Meinung, ihr alle wißt, wie ich zwischen Sklaverei und Kampf bis auf den Tod wählen würde, aber nicht unsere Neigung allein, nicht nur der Stolz, der sich aufbäumt gegen das Joch, darf hier reden, auch der klugen Überlegung, dem kühlen Verstande sollt ihr Worte leihen, und eines jeden Meinung wollen wir hören.“

Chrysippos stand auf:

„Bevor ihr Rat gebt oder nehmt, müssen wir wissen, wann wohl die Feinde in unsere Heimat gelangen werden, ob wir überhaupt noch Zeit haben, uns zum Kampfe zu rüsten, oder ob nur Flucht allein uns übrig bleibt. In 'wenig' Tagen, sagte Spartacus, sind die Römer hier, es kommt aber darauf an, in wievielen. Sind es nur zwei, dann freilich hätten wir nicht Zeit, den Stämmen die Botschaft zu senden und sie aufzufordern, mit uns gegen den Feind zu ziehen, sind es aber sechs, so könnte die Botschaft wohl gesendet werden.“

„Das ist eine Frage,“ erwiderte Spartacus, „die so leicht keiner von uns beantworten kann.“

Mir brachte ein Kaufmann aus Byzanz, der, von dort kommend, seinen Weg über die Berge nimmt, die Nachricht vom Ausbruch der Römer. Die Pfade sind rauh, für die Kohorten und den Troß beschwerlich; der Feind wird sich thrakischer Führung anvertrauen müssen, um den Weg durch das zerklüftete Gebirg zu finden. Ein römisches Heer marschirt langsamer als ein thrakischer Haufe, es werden, falls die Feinde in diesem Augenblick schon aufgebrochen sind, eher sechs Tage als vier vergehen, bevor wir den ersten Römer erblicken. Es bliebe uns also Zeit, Boten zu den Stämmen zu senden, die uns rings benachbart sind. In wenigen Tagen, vielleicht in zweien, könnten die Streitbaren von den Nachbarn zu uns stoßen, und ich glaube, wir könnten dann den Römern zur Ruhe verhelfen nach ihrer beschwerlichen Reise. Aus jeder Höhle, an der sie vorüberziehen, soll ihnen der Tod entgegentreten, von jedem Felsen das Verderben herabgesandt werden, nicht viele von ihnen sollten den Rückweg antreten. Und hätten wir erst Ein Heer in den Bergen vernichtet, es würde nicht zu bald ein zweites das Eindringen wagen, und lange hätten wir Zeit, uns zu neuem Kampfe zu rüsten.“

„Wenn nun aber die Stämme ihre Hilfe versagen?“ warf Zion ein. „Ihr wißt, daß der größte Teil auch ihrer Krieger im römischen Hilfsheere dient; vielleicht sagt ihnen das jetzige Abhängigkeitsverhältnis, bei dem sie zum mindesten ruhig zu leben vermögen, mehr zu, als Auflehnung und Empörung mit zweifelhafter Aussicht auf Sieg.“

„Dann freilich,“ sagte Spartacus düster, „dann müssen wir sehen, wie wir das nackte Leben retten. Dann müssen wir in der Wildnis ein Felsenest suchen, um Weib und Kind zu verstecken.“

„Und sie werden uns sicher die Hilfe versagen,“ rief Phrygos. „Wozu sollten sie an einem so verzweifelten Spiele teilnehmen, wie es das unsere ist. Und um welchen Preis? Ist es nicht gleich, ob der thrakische Fürst oder der römische Prätor der Landesherr ist? So mein' ich, fragen wir die Stämme erst garnicht, da wir ihre Antwort schon kennen. So nehme ein jeder, was er fortzuschaffen vermag, und ziehe mit Weib und Kind über die Berge in ein anderes Land, wo die Sonne mehr noch wärmt, als in diesem, und sei dort glücklich. Die Sorge um die Familie ist heiliger, als die um ein Vaterland, das überhaupt nicht mehr ist.“

Spartacus senkte das Haupt, tief rot zog es über sein Gesicht, er schämte sich bei diesen Worten dessen, was er heute an Inos Lager gedacht.

Jason erhob sich, er hatte die Brauen finster herabgezogen, und sagte zu Phrygos gewendet: „Gewiß, du Armseliger, hattest du nie ein Vaterland. Zieh nur fort und such' dein Glück in der Fremde. Dächten die Männer wie du, es stünde schlimm um das Thrakervolk. Es sei dasselbe, meinst du, ob unser angestammter Fürst, ob der Prätor im Lande herrsche? Hast du vergessen, daß unsere Väter niemals fremdes Joch getragen? Unsere Berge würden ja zusammenstürzen, wären sie Zeugen solcher Schmach! Dir ist gleich,

sagst du, wo du glücklich bist, und in anderen Ländern schein die Sonne wärmer. Mir ist das nicht gleich! Ich liebe die Berge der Heimat. Ich liebe den Boden, dem ich entsprossen, der die Gebeine meiner Väter birgt. Ich liebe die Laute der Muttersprache, die als die ersten an mein Ohr geklungen. Ich liebe mein Vaterland und will treu sein, auch wenn die Tage trübe geworden. Verteidigen wir unsere Scholle, wie es freigeborenen Männern ziemt! Wohl weiß ich, daß man uns roh nennt, an Herz und Gemüt, meint man, ständen wir allen nach. Nein, wir sind besser! Wenn wir jetzt den Kampf für das Vaterland aufnehmen und bis zum letzten Blutstropfen kämpfen, es wird die Kunde davon nie auf die gelangen, die nach uns sein werden. Nie wird man glauben, der sittenlose Thraker habe so gedacht, so gefühlt wie wir. Das sei das Letzte, was uns bedrücken soll. Die Meinung der Menschen darf uns nicht kümmern. Wenn die es nicht sehen, sehen wir es selber und wären vor unserem Gewissen tüchtig und treu, und dieses Bewußtsein wäre das Einzige, aber das Herrlichste zugleich, was uns der schreckliche Kampf um unser armes Leben errungen.“

Tief ergriffen waren alle von diesen Worten. Mit einem begeisterten Blick sah Spartacus zu Jason hinüber. Er war stolz auf einen solchen Freund.

„So wollen wir also,“ sagte Spartacus, „das große Werk beginnen.“

„Doch bevor wir daran gehen, hört noch

dieses: Ist ein Mann im Räte der Odrysen, der mit dem, was Jason eben sagte, nicht einverstanden, der soll nicht gezwungen sein, an unserem Werke teilzunehmen. Er gehe aus unserem Räte, frei stehen ihm die Wege, er nehme, was ihm teuer ist, und suche sich die zweite Heimat. Wir wollen ihm nicht zürnen, er gehe in Frieden."

Phryxos stand auf und verließ gesenkten Hauptes den Platz.

„Drei Botschaften wollen wir senden, je drei Männer. Es wird nicht vieler Worte bedürfen, wenn die Stämme so denken wie wir. Denken sie anders, so sollt ihr nicht zureden. Es geht an ihnen dann nichts verloren. Die erste Botschaft steige zum Thal des Hebrus gen Mittag hinab und ziehe weiter zu den Seen Nistoris und Stentoris, zu dem mutigen Volke der Fischer; sie sollen die Netze ruhen lassen und mitkämpfen, daß der Feind nicht Besitz nehme von den Schätzen, welche die Tiefe der Seen birgt. Die zweite Botschaft ziehe gen Mitternacht, die steilen Höhen des Hämus hinan, und rufe die Jäger zusammen, sie sollen den Speer gegen die Römer richten, damit sie ihnen nicht in ihren Wäldern und auf ihren Bergen das fröhliche Jagen wehren. Die dritte Botschaft steige zur Meeresküste hernieder und rufe die rüstigen Schiffer herbei, auch sie sollen streiten gegen den Fremdling, damit er ihren freien Schiffen nicht schweren Zoll auferlege und die allzeit offenen Häfen schließe. Neun Männer also werden zu den Stämmen gesandt. Die zurückbleiben, ziehen

mit mir und der bewaffneten Schar der Knechte zum Artemispasse hinauf, dem engen Zugang zu unserem heimischen Thale. Das Los soll entscheiden, wer von euch den Stämmen die Botschaft überbringen soll.“

Sie brachten einen Helm herbei, in welchen jeder einen mit besonderem Merkmal versehenen Stein legte. Die Männer schlossen einen Kreis um Spartacus. Sie schüttelten den Helm, ein Stein fiel heraus, hastig bückte sich Jason danach, hob ihn vom Boden auf und gab ihn seinem Nachbar. Das zweite Los fiel, auch dieses war nicht Jasons. Als das sechste und siebente gefallen war, stierte er wie abwesend in den Helm, seine Kniee zitterten, seine Wangen brannten, jetzt fiel das letzte Los. Er griff danach. „Es ist meins!“ rief er, als wäre ihm höchstes Glück widerfahren.

„Wann die Sonne sinkt,“ sagte Spartacus zu den Ausgelosten, „tretet den Weg an. Wenn die Stämme die Hilfe versagen, kehret zurück und helft uns gegen den Feind. Das Opfer bringen wir für euch, das große und heilige Opferrmahl aber sei aufgeschoben, daß wir es als Siegesfest begehen. Lebt wohl! Bedenkt, ihr nehmt unsere ganze Hoffnung mit. Geht und seid treu!“

Er stand auf, trat an die Ausgelosten heran, schüttelte jedem die Rechte und verließ unter dem Heilsruf der Getreuen den Ort der Beratung.

IV.

Tief unten im Thale lag die Heimat des Spartacus. In malerischer Unordnung, gleichsam herumliegend, boten die Häuschen, von der Höhe gesehen, den Anblick einer weidenden Herde, die zerstreut auf grünen Fluren lagert. Ernst, gemessen überragte das Ganze ein Tempel, der nach Art einer griechischen Akropolis von der Höhe grüßte. Zwar stieg er nicht aus der Mitte des Städtchens auf, sondern am Ende desselben, da, wo es gegen die Berge hin auslief, am Thalrande ragte er auf hoher Felsplatte. Dem Dienste der Artemis war er geweiht und zeigte, wie leicht er auch gebaut war, doch einen Anflug griechischen Geschmacks. Der Fuß der Berge war mit Bäumen dicht bestanden, und wo ein Felsblock, der vor Jahrhunderten von der Höhe herabgestürzt war, sein altersgraues Antlitz zeigen wollte, da überspann ihn das Lieblingskind des Thrakerlandes, der Epheu, mit seinen grünen Ranken. Fast senkrecht über Geröll und Gestrüpp gingen wenige Pfade aus dem Thalkessel zur Höhe hinauf, mühevoll schon für den Einzelnen, für den Haufen fast ungangbar. Ein einziger Weg führte zum Tempel hinan, und von dort noch ein wenig aufwärts,

bis auch er zwischen himmelhohen Felswänden sich verlor. Nur der Kundige wußte durch dieses Labyrinth von Steinen den Weg zu verfolgen, der oft so eng wurde, daß der Wanderer durch die Klüfte sich zwängen mußte, während die Felsenmassen über seinem Haupte derart zusammenrückten, daß der Weg stellenweise durch finstere Nacht sich wand, und der Fuß über ewigen, in diesen eisigen Felsenlöchern niemals schmelzenden Schnee knirschte. Plötzlich, bei einer jähen Wendung des Weges, weitete sich das dunkle Felsenthor, und man trat geblendeten Auges auf einen freien Altan hinaus. Welch ein Anblick bot sich dem Auge! Senkrecht fällt vorn die Felswand ab, der Abgrund gähnt. Rechts und links senken sich steile Pfade in die Tiefe. Rings himmelhohe Berge, die fern im Blauen verschwimmen. Stein, nichts als grauer toter Stein ringsumher, starr und öde liegt es da, gespenstisch huschen mächtige Wolkenschatten über die Felsen, während ein einsamer Adler in Sonnenhöhe seine königlichen Kreise zieht.

Wende das Haupt, — siehe da, — hinter dir, — tief unten die Häuserherde in träumendem Thalfrieden; von Wipfel zu Wipfel hängt der schimmernde Luftschleier, durch den man das reizende Bild wie durch zitternde Thränen erblickt. Lieblich grüßt diese grüne Weltabgeschiedenheit zu den kahlen und starren Höhen hinauf. Die beiden Pfade rechts und links, auf denen der Fuß seinen Halt suchen muß, sind die einzigen Zugänge zum Paß und durch diesen zum

Thal, Wege also wie geschaffen zur Verteidigung weniger gegen viele. — — — — —

Eine ganz eigentümliche Seelenverfassung war es, in der Jason an der letzten Beratung der Odrysenhäupter teilnahm. Ohne einen Plan für sein Vorgehen, ohne im geringsten über das Ziel seiner Handlungen sich klar zu sein, hatte Jason begeistert für Widerstand mit den Waffen gesprochen. Er that das in einem dunklen Drange nach Bethätigung. Es war etwas in ihm, was einem jeden Vorrücken der Geschehnisse zujauchzte. Er fühlte instinktiv, daß die Entwicklung der Ereignisse nunmehr an einen Wendepunkt gelangt sei. Jetzt kamen die Dinge ins Rollen, jetzt vollzog sich das Schicksal; was es auch bringen, wie immer es sich gestalten mochte, er war es zufrieden. Er fürchtete den Untergang nicht, er grüßte ihn in Gedanken, denn sein Leben achtete er gering, dieses Leben, dem er nichts dankte, als ungestillte, zehrende, heiße Sehnsucht, dies Leben, das ihm nichts bot, als eine unbefriedigte, brennende, dürstende Begierde. Was verlor er an ihm? — Nein — nein, sein Auge hing träumend mit einer düsteren Hoffnung an jener schwarz sich heranwälzenden Gefahr, und brachte sie ihm den Tod, sie brachte ihn auch den anderen; und sollte er nie erreichen, wonach sein Herz ihn drängte, so war er dann wenigstens nicht mehr verdammt, andere in diesem Besitze zu sehen. Alles, was kam, alles, selbst das Schlimmste, war Frieden, Frieden gegen die Pein dieses Lebens. Er wußte nicht, was ihn drängte, mit

den Ausgelosten als Botschafter gesandt zu werden, er wußte nicht klar, weshalb er aufjauchzte, da sein Los fiel. Dunkel und unverstanden ging es wie ein Ahnen durch seine Seele, er dürfte freiere Hand behalten für sein Thun, würde er mit einer Botschaft fortgesandt. Wiederum planlos, wiederum ohne klar gefaßte Absicht erstach er nach eintägigem Marsche seine beiden schlafenden Begleiter bei nächtlicher Rast im Walde und jagte wie ein gehektes Tier auf Schleichwegen zur Heimat zurück, in deren dunklen Wäldern er sich die nächsten Tage hindurch verborgen hielt. . .

V.

Spartacus sah sich in seinen Hoffnungen bitter getäuscht. Alle Stämme antworteten abschlägig. Was Spartacus aber am tiefsten bekümmerte, war, daß Jason und seine Botschaft überhaupt nicht wiederkehrten. War ihnen ein Unglück zugestoßen? An eine Untreue vonseiten Jasons zu glauben, kam Spartacus nicht einen Augenblick in den Sinn. Den Feinden ohne Hilfe sich entgegenzuwerfen, wäre Wahnsinn gewesen, und so mußte man schweren Herzens sich auf die Flucht in die Berge begeben. Während dies noch eilig vorbereitet wurde, kam die Meldung von der Ankunft der römischen Kohorten. Von Osten zogen sie heran und lagen einen knappen Tagemarsch nur noch entfernt. In Windeseile wurde der Thalkessel mit einer Truppenkette umzogen. An Flucht war nicht mehr zu denken. Als Spartacus diesen Stand der Dinge über sah, atmete er tief auf, reckte die Schultern und hob den Kopf hoch empor. Größer noch als gewöhnlich erschien der Mann in dem Momente. Jetzt war alle Ungewißheit von ihm genommen, jetzt hatte er das Ziel klar vor Augen. Es galt nun, mit allen Kräften gegen einen übermächtigen Feind

diese vorzügliche Position zu verteidigen. Das schien nicht ganz unmöglich. Eine leise Hoffnung auf Jason war wach in Spartacus und hielt ihn aufrecht. Dieser treue und kluge Freund würde sicherlich die so begeistert gepriesene Sache nicht im Stich lassen. Gewiß lag er hilfsbereit in irgend einem Hinterhalt mit einer starken Schar von Bundesgenossen, um im rechten Moment dem belagernden Feinde zum Entsatz in den Rücken zu fallen. So hoffte Spartacus. Die Seinen staunten über den freudigen Mut in ihm und richteten sich an ihm auf. Es war in dem Manne eine seltsame Mischung vom Kinde und vom Helden. Mit eiserner Kraft vereinte er in sich ein vertrauendes Gemüt und vermochte zuversichtlich zu hoffen, wo kalter Verstand nur noch Verzweiflung sah und Tod.

Mit sicherer Ruhe leitete Spartacus die Vorbereitungen zur Verteidigung. Das Thal glich einer Festung, die unerschütterliche Mauern schützten. Der einzige angreifbare Punkt war der Artemispaß, jene vorspringende Felsplatte, zu der zwei halsbrecherisch steile, schmale Bergpfade längs fürchterlicher Abgründe emporführten. Es war eine entsetzliche Aufgabe für den Feind, diesen Punkt im Sturm zu nehmen. Hier oben lag nun Spartacus mit den fünfzig Getreuen, die ihm aus dem römischen Lager gefolgt waren, und etwa hundert Knechten, denen gegen mutiges Fechten Haus und Hof versprochen ward. Höchst günstig für die Verteidiger war die Verbindung mit der Stadt, die ihnen, unbekümmert um alles,

was droben geschah, das Notwendige hinauffenden konnte. So durfte Spartacus hoffen, eine Zeitlang sich halten zu können, und kam dann Jason dem Feinde in den Rücken, so schien ein Sieg nicht unmöglich.

Gespannt spähten die Odrysen von ihrer hohen Warte nach dem Feinde hinunter, Tag und Nacht standen sie unter den Waffen, denn sie mußten einen Überfall argwöhnen. Der Feind aber verhielt sich ruhig. Tage gingen hin und Wochen. Spartacus wurde ungeduldig, er ahnte, was die Feinde bezweckten. Seine Augen irrten suchend über die blauen Höhen; — wenn Jason jetzt käme . . .

Wurden Lebensmittel aus dem Dorf heraufgeschafft, so sah Spartacus die Weiber, die sie brachten, angstvoll an. Sie thaten aber sorglos und unbefangen . . .

Ein Monat war um, der Feind zögerte noch immer. Als wieder eines Tages Vorräte gebracht wurden, trat ein Kind schüchtern an Spartacus heran. Es war den Frauen nachgeschlichen, das kleine blonde Mädchen, und bat den Fürsten jetzt um ein Stück Brot. Entsetzt starrte Spartacus auf das blasse Kind, das flehend seine mageren Armchen zu ihm emporstreckte . . .

Erschüttert wandte er sich ab . . .

Endlich — endlich am nächsten Tage schien dem Prätor die Zeit zum Angriff gekommen. Da die Thrafer weder wegen der Übergabe unterhandelten, noch sonst die gegenwärtige Lage zu ändern suchten, so schloß der Prätor, mußten sie

reichliche Hilfsquellen besitzen und vor Hunger noch lange geschützt sein. Es war so viele Zeit unthätig verloren worden; nun mußte er, beunruhigt durch die Ungebuld der Kohorten wohl oder übel den Angriff wagen. Das war nun ein äußerst schwieriges Beginnen. Jene zwei fast senkrecht aufsteigenden Pfade, die zur feindlichen Stellung hinanführten, wurden besetzt, und unter lärmendem Schlachtgeschrei stürmten die Legionare hinan. Die Pfade waren schmal, so daß beim Stürmen drei nebeneinander schon entseztlich behindert waren. Ruhig erwarteten die Thraker den andringenden Feind. In zwei Haufen hatten sie sich geteilt, wo die beiden Pfade droben gegen die Felsplatte ausliefen, stand je einer von ihnen. Veinabe zu gleicher Zeit langten die Römer auf beiden Seiten oben an. Ein dichter Steinhagel empfing sie. Schwer getroffen brechen die Vordersten zusammen und stürzen mit gellem Schrei in die Tiefe. Die Folgenden drängen leidenschaftlich nach. Furchtbar staut sich die Menge auf den engen Pfaden. In entseztlicher Lage sind die vordersten Reihen, von unten drängen die Kameraden sie den thrakischen Speeren entgegen, zur Seite gähnt der Abgrund.

Erneutes Kampfgeschrei der Stürmenden. Verzweifelt weichen die Vordersten den von unten Nachdrängenden und stürmen den feindlichen Geschossen entgegen. Ein zweiter Hagel von Steinen, Speeren und Pfeilen überschüttet sie. Die Felsen dröhnen vom Schlachtlärm, jauchzendes Jubelgeschrei der Thraker hallt von den Bergen

wider und mischt sich mit dem Wehklagen der Verwundeten, dem Todeschrei derer, die in die Tiefe stürzen. Dann plötzlich Totenstille. Der Feind weicht, vor dem furchtbaren Verderben zieht er die Truppen zurück und räumt die eben besetzten Pfade.

In diesem Moment hört Spartacus seinen Namen angstvoll schreien. Schreckenbleich wendet er sich um und erblickt seine Mutter mitten unter seinen Kriegern. Nichts als die Worte: „Jason — Ino — rette!“ vermag er zu verstehen. Wie ein Blitz trifft ihn der Gedanke, sein Weib sei in Gefahr. Und noch war das kaum gedacht, da hört er wieder seinen Namen in Todesangst rufen. Ihm stockt das Blut, es ist Inos Stimme. Seinem Weibe droht Gefahr, vielleicht der Tod, und er — er darf nicht von der Stelle. Da — auf einer der gegenüberliegenden Felsspitzen erblickt er Ino mit fliegendem Haar, stehend streckt sie beide Arme nach ihm über den Abgrund. Das alles geschieht schneller, als es gedacht werden kann. Im nächsten Moment taucht ein Mann auf dem Felsen auf — Jason — er — — — er stürmt der fliehenden Ino nach, er erreicht sie, er preßt sie in die Arme und bedeckt sie mit seinen Küssen. Mit der letzten Kraft ringt sie gegen den Rasenden. Jason aber hebt sie in seinen Armen auf und stürmt mit ihr gegen den Rand des Felsens. Noch einmal — ganz leise — hallt der Name „Spartacus“ zu den Thrakern hinüber, dann ein gellender Schrei, — und beide Gestalten verschwinden in der Tiefe des Abgrunds. . .

Dies alles geschah in der Zeit, da ein Blitz aufleuchtet und erlischt.

Zu Tode erstarrt steht Spartacus, schredgebannt stehen die Thraker.

Die Römer sehen das Entsetzliche und stürmen von neuem auf die regungslosen Thraker ein. Der Feind erreicht die Höhe, und ein Todeskampf, Mann gegen Mann, hebt an. Das Gemetzel ist furchtbar.

Noch immer steht Spartacus und starrt wie abwesend hinüber und starrt hinüber zu dem Felsen und greift an seine Stirn, das Unfaßliche zu verstehen . . . Jetzt plötzlich zuckt er zusammen und stürzt sich hinein ins dichteste Kampfgewühl . . .

. . . Als es dann Abend ward, und der Mond auf die Berge stieg, um wie sonst in das schöne, lachende Thal hinabzublicken, da verhüllte er sein Gesicht hinter den Wolken.

Was hat er wohl gesehen? — Rauchende Trümmer, geschändete Leichen. —

Die Geschichte hatte auch in diesen friedreichen Felsenspalt ihren Weg gefunden, hatte Menschenglück aufgespürt und hatte es mit ehernem Fuße in den Boden gestampft, — Menschenglück, das doch so schwer zu pflanzen, so schwer zu erhalten ist. Versteckt hatte es hier geblüht, fern von der Welt, fern von dem Kampfplatz der Geschichte; die hatte es in dem stillen Thale gefunden, und als nun der Mond darüber hinwegzog, da erblickte er — rauchende Trümmer, geschändete Leichen . . .

Ἄλλὰ καὶ ὡς μοι εἶπὲ τεὸν γένος, ἐπτόθεν ἔσσι;

Οὐ γὰρ ἀπὸ δρυὸς ἔσσι παλαιράτου οὐδ' ἀπὸ πέτρης.

Aber so nenne mir doch deinen Stamm! Woher bist du
gekommen?

Doch von der mätchenumspronnenen Eiche nicht, nicht von
dem Felsen.

Hom. er.

I.

Frau Tullia war übler Laune. Sie lag auf purpurnem Polster und ließ die schönen Augen gelangweilt von dem goldblitzenden Deckengetäfel an den Marmorsäulen herniedergleiten.

Wie entsetzlich schlich die Zeit! . . . Seit ihres Mannes Tode war ihr Leben gar zu einsam. Zwar fehlte sie bei keinem Fechterkampf im Birkus, zwar wurde ihr glänzendes Haus von den ersten Männern Roms täglich belagert, zwar war sie von einer prunkvollen Sklavenschar umgeben, deren Tagewerk nur ihrer Kurzweil diente, dennoch fühlte sie sich verlassen.

Der Tod ihres Mannes hatte ihr zwar eine Freiheit geschenkt, nach der sie sich lange gesehnt, und diese zwei Jahre, die seitdem verflossen, waren ja recht abwechslungsreich und unterhaltend gewesen. Und doch — es war ganz räthelhaft, wie diese düsteren Heiratsgedanken immer wieder über sie kamen. War es das herannahende Alter, das sie so heimsuchte mit seinen Grillen? Alter? . . . sie war eben dreißig Jahre geworden. Ohne Zweifel, die Jugend war hin, und da kamen nun Gedanken, die an die herrenlosen Güter mahnten, an jenen unge-

heuren Latifundienbesitz, der nun in der Verwaltung gewissenloser Beamten fortwährend abnehmende Erträge lieferte. Auch ihr riesiger Sklavenbestand ermangelte der rechten Zucht und Herrschaft; an allen Ecken und Enden wurde sie bestohlen, es fehlte in dem kleinen Königreiche, das ihr Land- und Menschenbesitz darstellte, die kräftig regierende Männerhand. Auch ihr Sohn wuchs nun langsam heran, und ihm vor allem schuldete sie einen Erzieher, der sein Werk in höherer Eigenschaft vollzog, als in der des Sklaven. Der Freier Zahl war Legion, Tullia brauchte nur die Hand auszustrecken nach einem Sprossen der vornehmsten Adelsfamilien der Stadt. Wie oft schon hatte sie gewählt, — aber im letzten Moment war sie noch jedesmal zurückgeschreckt. Sie konnte sich den Entschluß nicht abringen, ihre ganze, große, herrliche Freiheit und Selbständigkeit derart für alle Zukunft preiszugeben. Sie herrschte gern, sie war gewöhnt zu herrschen, und sie hatte geherrscht in diesen zwei Jahren ihrer Witwenschaft, wie nur ein Weib herrschen kann, das, zur Herrschaft nicht geboren, in den schwachen unsicheren Händen ein gewaltiges Szepter hält und nicht Maß hält, weder in Gunstbezeugungen noch in Strafen. Wem sie die ersteren erwies, den ließ bald deren unkönigliche Art die Ehrfurcht vor der allzu Gnädigen vergessen; solche Vergehen aber pflegte Tullia mit echt weiblicher Grausamkeit zu rächen. So war sie gewöhnt, mit Menschen zu spielen, und sollte nun ihr eigenes Schicksal einem Höheren in die Hand geben? . . .

Solche Gedanken quälten sie eben wieder einmal; ungeduldig warf sie sich umher.

„Ist Statius schon zurück?“ fragte sie die Sklavin, die eben auf der Thürschwelle erschien.

„Ich wollte ihn gerade melden.“

„Soll kommen.“

Statius trat ein.

„Nun?“ fragte Tullia, sie richtete sich auf und stützte ihren blonden Kopf auf den vollen Arm.

„Er ist da. Ich habe ihn mitgebracht.“

Statius winkte, und zögernd trat ein etwa zwanzigjähriger Jüngling ein. In das graue Sklavengewand gekleidet, stand er mit erhobenem Haupt und gesenktem Blick, eine schlanke Gestalt, schön, wie die jugendlichen Götter des Olymp. Mit halbgeschlossenen Augen betrachtete ihn Frau Tullia.

Sie rebete ihn griechisch an. „Wie heißt du?“ —

Er verneigte sich, hob langsam die Lider über zwei mächtigen, dunklen Augen und sagte: „Xenos, der Fremde . . .“

„Nein, deinen wirklichen Namen.“

„Er ist es!“

„Aber so heißt man doch nicht! Wie rief man dich zu Hause, bei den Deinen?“

Er sah sie schmerzlich an. Frau Tullia erwartete seine Antwort nicht. „Wo bist du denn her?“ —

„Bei einem Schiffbruch, wurde mir gesagt, griffen mich Seeräuber auf. Sie verkauften mich nach Athen, wo ich aufwuchs.“

„Und nicht einmal, wo du geboren bist, weißt du?“

„Nein.“

„Wer deine Eltern waren?“

„Nein. Vermutlich kamen sie bei dem Schiffbruch' um.“

„Befinnst du dich nicht, welche Sprache du zuerst gesprochen?“

„Ich glaube, ich war ein zweijähriges Kind bei jenem Schiffbruch. In Athen lernt' ich dann griechisch.“

„Nun, und wie rief man dich dort?“

„Den 'Fremden' nannten sie mich, weil niemand wußte, woher ich kam.“

„Hm“ — machte Tullia, „sonderbar,“ — sie sah den Prokurator fragend an; dieser fürchtete, sein Kauf würde nicht gutgehen, und sagte eifrig:

„Er hat Zeugnisse von den besten Philosophenschulen Athens, wir haben sie mitgebracht, ich will sie holen.“

Er machte eine Bewegung zur Thür. Tullia winkte müde ab.

„Die besten Zeugnisse, Herrin, von großen und berühmten Lehrern. Alle Wissenschaften hat er erfolgreich getrieben, und wird als Lehrer und Erzieher über die Maßen warm empfohlen.“

Tullia entgegnete hierauf nichts, sinnend sah sie den Sklaven an, ihre Stimme klang weich, als sie sagte: „Mein Sohn ist dreizehn Jahr alt. Sein Pädagoge sollst du werden, sein Lehrer, Erzieher und Gesellschafter. Über den Unterricht sprechen wir morgen weiteres.“

Steh, daß du meinen Sohn mit Freundlichkeit an dich fesselst. Wenn du zu meiner Zufriedenheit deinen Dienst versiehst, wirst du's in meinem Hause nicht schlecht haben."

Sie lächelte freundlich.

„Wo ist Caius?“ wandte sie sich an den Prokurator.

„Ich rufe ihn,“ sagte Statius und ging hinaus.

Gleich darauf stürmte ein Knabe herein, der, ohne den Fremden zu beachten, auf Tullia zustürzte und ihr Mund und Wangen küßte. Sie wehrte ihm und sagte: „Du, da ist dein neuer Lehrer. Er hat noch keinen Namen. Geh' jetzt mit ihm und sieh, wo du einen Namen für ihn findest.“

Caius ging auf den Sklaven zu und gab ihm die Hand, dann gingen beide hinaus.

Sie traten durch die Thür in das Peristyl, einen viereckigen Säulengang, der einen blühenden Garten umschloß. Von dorthier tönte der Gesang fremdländischer Vögel aus goldenen Käfigen, das Rauschen der Blätter, das Plätschern der Quellen und Springbrunnen herüber.

„Keinen Namen hast du, sagt meine Mutter?“

„Sie sagt die Wahrheit, Caius!“

„Na, wie kommt das? Bist du so arm, daß du nicht einmal einen Namen hast?“

„Ich bin so arm.“

„Das glaub' ich nicht, ich kenne auch arme Leute. Jeder hat aber doch seinen Namen! Curio — er ist blind, ein alter Mann, ich seh' ihn jeden

Tag, — er ist schrecklich arm — aber — er hat doch einen Namen!“ —

„Woher, meinst du, Caius, hat er seinen Namen?“

„Woher? — Von seinen Eltern.“

„Wenn die aber beide bald nach seiner Geburt gestorben waren, wer sagt ihm, wie er heißt?“

„Dann — dann — vielleicht ein Oheim — ein Verwandter — ein Freund seiner Eltern...“

„Siehst du nun, Caius, daß ich ärmer bin, als der Blinde! Weder Vater noch Mutter noch Oheim, noch ein Freund meiner Eltern gab mir einen Namen. Als kleines Kind — elternlos — wurd' ich in die Fremde verkauft, allen war ich fremd ...“

Caius sah einen Moment ernst und nachdenklich auf den Sklaven, dann sagte er: „Du — das glaub' ich doch nicht! Du bist nicht so arm wie Curio! Du siehst überhaupt garnicht aus wie ein Sklave!“

Betroffen sah der Fremde auf. „Wie meinst du das, Caius?“

„Ja, — ich meine, wenn ich nicht wüßte, daß du ein Sklave bist, ich würde dich für einen Freigeborenen halten. Du scheinst mir — scheinst mir so gut wie ein Freier.“

„So gut wie ein Freier? — Meinst du, ein Sklave müsse durchaus schlechter sein?“

„Gewiß.“

„Weshalb meinst du das?“

„Wenn er nicht schlechter wäre, als ein Freier,

weshalb müßte er dann gehorchen? Weshalb ist er dann ein Sklave und nicht auch ein Freier?"

Während des Gespräches waren sie in den säulenumstandenen Garten hinabgestiegen und an einen Ruhefisch gelangt, auf welchen der Knabe sich niederließ. Der Sklave blieb vor der Bank stehen und blickte auf das krystallklare Wasser, das in dem weißen Marmorbecken die Bäume, Sträucher und Statuen zitternd spiegelte.

„Siehst du, Caius, über allen Menschen walten die Götter und das Schicksal. In das Leben wird der Mensch gesetzt, damit er zeige, ob er des Guten fähig sei, ob nicht. Das vermag jeder zu erweisen, der Höchste wie der Niedrigste. Des Guten fähig sein aber heißt nichts anderes, als der Liebe zu den Menschen fähig sein. Verstehst du mich, Caius?"

Der verständige Knabe nickte.

„Liebe zu erweisen, das ist das Herrlichste, was der Mensch vermag. Wie ein Traum ist unser Leben bald dahin, unter wenigem Hoffen, Leiden und Denken. Ehe man des Augenblickes sich noch recht bewußt geworden, gehört er mit allem, was er brachte, dem Vergangenen an. So ist denn alles Menschliche in seiner raschen Vergänglichkeit nichtig; alles, wonach die Menschen in so heißen Kämpfen ringen, Geld, Ehre, Genuß, alles, was wir Glück nennen, beseligt nur immer auf Momente, und wie kurz der Besitz auch ist, wie rasch er durch den Tod auch genommen wird, selbst für die knappe Spanne Lebens bedeutet er nicht Glück, denn die Gewohnheit nimmt ihm

allen Reiz. Ein Glück aber ist: Gut sein. Das macht uns wahrhaft froh. Den Göttern rückt der Mensch dadurch nahe, gleichviel ob er ein Sklave ist oder die Purpurtoga trägt. Nicht das Gewand, mein Kind, bestimmt des Trägers Wert, sondern der Adel der Gesinnung, die Güte des Herzens.“

Er beugte sich zu seinem Zögling nieder und mit zitternder Stimme fügte er dieses hinzu: „Dich, mein Lieber, haben die Götter wunderbar bedacht. Ein reiches Leben hast du vor dir. Dir ist es vergönnt, Liebe zu spenden mit voller Hand. Mögen die Götter dein Herz mit reiner Güte segnen, das ist der innige Wunsch, den dir der fremde Sklave für dein junges Leben darbringt“ . . .

. . . Als der Abend kam, und die Sonne Rom mit rosigem Lichte übergieß, stand Tullia am Fenster und sah hinaus in diese Farbenglut. Da kam Caius heran.

„Nun, wie gefällt dir dein Pädagoge?“

„Sehr, Mutter! Wirklich sehr! . . . Ich habe ihn wirklich lieb!“ —

„So schnell, mein Kind? . . . Nun, hast du denn auch einen Namen für ihn gefunden?“

„Ja, Mutter, Amatus — der Geliebte soll er heißen.“

„Amatus“ . . . wiederholte Tullia leise und sah zu Boden.

II.

„Du, Dnyr, hast du das Wundertier schon gesehen?“ hallte eine Stimme durch das Atrium, von der die Marmormände erdröhnten.

„Was für ein Wundertier, Phryr?“

„Na, den neuen Pädagogen,“ brummte der Riese.

„Weshalb ist der ein Wundertier, Phryr?“

„Scheint ja mächtig nobel zu sein, der Herr!“

„Wie so?“

„Gestern, als er frisch gebracht wurde, grüßte ich den Kerl, er guckte zur Decke und dankte nicht. Zu fein, wie, um einen Thürhüter zu grüßen?! . . .“

„Er hat dich nicht gesehen, Phryr. Wenn du Amatus für stolz hältst, irrst du.“

„Amatus heißt er?!“ brüllte Phryr lachend.

„Amatus! Sehr gut!“

„Mach' du dich nur lustig! Ich sage dir, das ist ein Mensch, von dem du manches lernen könntest.“

„Na natürlich! Du auch! Mußt die Mode mitmachen! Geht garnicht anders! Einen Tag ist das Herrchen da, und alles verdreht die Augen vor Entzücken, wenn seine Nasenspitze sichtbar wird!“

„Von einer Mode ist nicht die Rede, Phryx. Er ist ein hochgebildeter, sanfter und herzenguter Mensch! Wie gesagt, lieber Freund, du könntest manches von ihm lernen.“

„So! Ich! Ach! Sieh mal! — Was sollt' ich wohl mit dem Kram! Philosophie und Mathematik und all die Dummheiten der Dichter könnten mir schön was nützen! Wenn er Pädagog ist, ich bin Thürhüter, — ja — jeder in seinem Fach! Stellt ihn doch mal ein paar Stunden her! Laßt ihn doch mal meinen Dienst thun! Ha! Sehr gut! Grüßt nicht! So'n Gelbschnabel! Das ist nun die rechte Höhe! Nennt sich Amatus! Frechheit! Mir soll er nur kommen! Das hab' ich gerne! . . .“

Brummend ging 'der Turm,' wie sie ihn nannten, in das Vestibulum, den Vorflur des Hauses, und stellte sich an dem hohen Portale auf. Er war eine monumentale Erscheinung in seinem kostbaren, langen, bunten persischen Gewande, dessen Falten malerisch an seinem gewaltigen Körper niederfloßen. Auf seinen eschenen goldbeschlagenen Stab sich stützend, stand er da, die ganze hehre Würde des Amtes in den Zügen seines sonnengebräunten Gesichtes.

Es war sein Tagewerk, mit seiner Riesengestalt die Hausthür zu schmücken, ein Dienst, der schwerer war, als er aussah. Mit jedem Morgenrot wurde die Thür von dem Schwarm der Klienten belagert, armen Teufeln, auch Freigelassenen, die an die Herrschaft ewig ein Anliegen hatten, eine Bitte oder durch die Morgen-

aufwartung sich in empfehlende Erinnerung zu bringen suchten. Man bezahlte sie dafür, daß sie der Herrschaft bei deren Ausgängen als Gefolge dienten.

Manchen Lumpen unter den Klienten war Phryx angewiesen, fernzuhalten, und bei diesem Geschäft setzte es oft Grobheiten, manchmal Hiebe. Viele dieser Abenteurer suchten sich den Eintritt in das Haus, den Zugang zur Herrschaft zu erkaufen, und manch ein Sklave, der in einem adligen Hause zu Rom das Amt des Pförtners versah, war solcher Art zu ansehnlichem Vermögen gelangt. Phryx jedoch war, bei aller äußeren Rauheit, eine ehrliche Haut, bei ihm war der Zutritt nicht käuflich. Den hohen Besuchen trat er mit vornehmer Würde gegenüber. War der Ansturm der Klienten am Morgen vorüber, so begann für Phryx die Beschaulichkeit seines Dienstes, der wenig Gespräche und viele Gedanken gestattete. So hatte Phryx jahrelang an der Schwelle dieses Palastes gestanden und dem Treiben der Weltstadt, das bunt an ihm vorüberzog, teilnahmvoll zugesehen.

Durch die glänzenden, sonnenhellen Straßen flutet die Menge. Ein tiefblauer Himmel sieht auf das bewegte Treiben hernieder. Da kommen sie in dichten Schwärmen vom Forum, wo sie eben der Rede eines Politikers lauschten, mit lebhaften Gebärden über das Gehörte disputierend, die Pflastertreter Roms, Leute ohne Arbeit, ohne Beruf, ohne Vermögen, die Vampyre der Republik. Römische Bürger nennen sie sich stolz, — ein Gefindel, aus

aller Welt zusammengeströmt, das von dem Herzblute der Provinzen sich mästet. Neuigkeitslüstern durchlungern sie die Stadt, umdrängt von fliegenden Händlern, die mit lautem Gebrüll ihre Ware anpreisen, rohes Fleisch, Früchte, heiße Würste, Mäschereien. In diesen Hüllenlärm mischt sich das Rasseln der Lastwagen. Kommt die Sänfte eines Würdenträgers daher, der in purpurverbrämter Toga vorübergetragen wird, so staut sich das Menschengedränge in lebensgefährlicher Weise.

„Aha, da kommen sie,“ sagte der Riese und richtete sich auf. Caius kam daher in Amatus' Begleitung. Sie schienen in lebhaftem Gespräch miteinander. Jetzt standen sie vor dem Portal, und Caius trat ins Haus. Phryx grüßte ehrerbietig. Aber nun! Phryx zog die Lider halb über die Augen, kniff die Lippen zusammen und blähte die Nasenflügel. Er gab sich die denkbarste Mühe, so spöttisch wie nur möglich auszu sehen. Jetzt trat der Verhaftete über die Schwelle. Phryx hob die Nase noch um ein wenig höher. So stand er, den Hals hoch gereckt, und sah verächtlich vor sich hin. Verwundert blickte Amatus diese sonderbare Maschine an, dann bot er Guten Tag.

Keine Antwort. Dem Steinbilde zuckte es boshaft um die Lippen.

„Du, guter Freund, ich grüße dich!“ sagte Amatus.

Der Klotz blieb stumm.

„Na höre, ich kam gestern ins Haus, seh dich

eben zum erstenmal! Was kannst du also gegen mich haben? Da — gieb mir doch die Hand! . . .“

In der Statue regte sich etwas wie menschliches Fühlen, es zuckte in diesem riesigen Arme. . .

„Amatus!“ rief Caius, der vorausgegangen war.

Kopfschüttelnd wandte sich der Gerufene und ging . . .

Einen Moment noch stand Phryx regungslos, dann blickte er auf, er machte ein kreuzdummes Gesicht.

„Esel,“ sagte er und schlug sich vor die Stirn.

III.

Frau Tullia gewann plötzlich ein reges Interesse an der Erziehung ihres Sohnes. Sie hatte nun Geschmack daran gefunden, eifrig mit Caius zu plaudern, Amatus wurde dann unversehens ins Gespräch gezogen. Er hatte die echt jugendliche Art, von seinem Gegenstande sich hinreißen zu lassen. Das löchte ihm Blut in die Wangen und Glanz in die Augen, dann vergaß Frau Tullia seinen Worten zu folgen, unverwandt sah sie ihn an . . .

Auch heute saß sie im Atrium, umgeben von einer Schar mit Hausarbeiten beschäftigter Sklavinnen. Man las vor. Caius saß neben seiner Mutter und hörte aufmerksam zu. Amatus war zugegen. Von Zeit zu Zeit unterbrach Tullia die Vorlesung, um Fragen, die Lektüre betreffend, an Amatus zu thun. Er hatte von der griechischen Litteratur tiefe Kunde und legte alles mit wenigen Worten klar. — Noch war der römische Dichterfrühling nicht erblüht, noch schlummerte die lateinische Poesie der Erfohrenen harrend, die sie bald genug zum Leben erwecken sollten. So mußte Rom, dem der Weltkreis alles zu Füßen legte, was das Leben schmückt, in jener Zeit noch auch die Poesie als das königliche Geschenk eines Vasallen beschämt von Hellas empfangen . . .

Sie lauschten also den ewigen Liedern des hellenischen Sängers, dessen Harfe die Sieger der Kampfspiele preist. Der Sklavin aber kamen die Verse recht holprig von den Barbarenlippen, und ein Grieche hätte in diesem Gurgeln und Schnarchen seine herrliche Muttersprache schwerlich wiedererkannt. Tullia nahm dem Mädchen die Rolle aus der Hand. „Was meinst du,“ wendete sie sich an Amatus, „wenn der arme Pindar solche Mißhandlung seiner Verse erlebt hätte. Lies du! Laß einmal hören, wie die Laute vom Kephissos aus deinem Munde klingen.“

Amatus nahm das Buch und las den Hymnus, der den Sieg des Königs Hieron verherrlicht. Er las den Hymnus nicht, er sang ihn, denn seine Stimme war Musik. Entzückt lauschte Tullia, bis er geendet. Amatus ließ das Buch sinken. „Lies weiter!“ sagte sie. Sie flüsterte einer Sklavin etwas zu, die rasch hinausging. Amatus begann den zweiten Hymnus, der von Koronis handelt, der Mutter des Asklepios, des heilenden Gottes. Sie, die Erwählte Phöbus Apollons, ergriff heiße Liebe zu einem fremden Jüngling.

„Verschämt blieb sie von Brautgelagen fern
 Und frohe Hochzeitslieder floh sie schüchtern
 Und floh, wann abends süße Liebeslieder
 Gespielen unter ihrem Fenster sangen,
 — Denn einen fremden Knaben liebte sie . . .
 — Ach, viele litten schon das gleiche Schicksal!
 O wehe — wehe über diese Armen,
 Die ihrer Heimat Gaben stolz verschmähen
 Und die in weite Fernen träumend schauen
 Voll nicht'ger Hoffnungen, die sicher trügen.“

Die Sklavin kam zurück, einen Kranz in der Hand. Amatus hielt ein. „Komm her!“ sagte Tullia. In diesem Moment stürmte ein Mann in den Raum. Tullia wandte sich ungehalten zu dem Störenfried, es war ihr Bruder.

„Olympische Spiele!“ schrie er. „Großartig! . . .“

„Was willst du, Aulus?“ fragte Tullia mürrisch.

„Na, sei nicht böse, ich wollte dir nur mitteilen, daß eins deiner Häuser am Aventin eingestürzt ist.“

„So werden wir ein neues bauen.“

„Zehn Menschen tot.“

„Schade um den Mietzins. Ist das Nebenhause unbeschädigt?“

„Nein, es hat bedenkliche Risse bekommen.“

„Hoffentlich mischt der Abil sich nicht in die Sache, so daß wir nur einen Neubau haben.“

„Ich zweifle sehr, daß das andre noch bis zum Abend steht.“

„Das ist dumm! Ist das Haus geräumt?“

„Nicht ganz. Ein Teil der Leute glaubt, daß nichts geschehen wird.“

Amatus hatte dieser Unterredung atemlos zugehört. Einen Augenblick noch stand er da, totenblaß, dann trat er vor. Fast tonlos klang es, als er sagte: „Herrin, ich beschwöre dich, schick hin, laß die Leute warnen, das Haus auf der Stelle räumen . . .“

Tullia sah ihn betroffen an.

„Deine Sklaven haben weiche Herzen,“ spottete Aulus.

„Bei deinem Leben, Herrin,“ schrie Amatus jetzt, „laß sie nicht umkommen! Während wir hier stehen, stürzen die Mauern ein . . .“

Jammernd rang er die Hände.

Aulus brüllte vor Lachen.

„Schweig,“ donnerte Tullia ihren Sklaven an, „du schweigst, bis man dich fragt!“

„Tullia,“ höhnte Aulus, „Tullia, Königin, du führst ein gewaltiges Scepter!“

Ehe Tullia noch ein Wort der Erwiderung fand, hatte Amatus das Buch, das er noch immer in seinen Händen hielt, zu Boden geworfen und war davongestürzt. Caius folgte ihm jammernd, alle andern standen starr vor Staunen.

„Ihm nach!“ schrie Aulus, „bringst ihn zurück, er soll die Geißel kosten! . . .“

Bestürzt stoben die Sklavinnen auseinander.

„Nicht von der Stelle!“ donnerte Tullia.

„Ich habe zu befehlen! Niemand sonst!“

Da kam Caius zurück. „Mutter,“ schrie er, „er ist fort! Er wird umkommen! Mutter, Mutter!“ Vor Schluchzen konnte das Kind nicht weiter.

Mit bebenden Lippen stand Tullia da. Noch blickte der Zorn in ihren Augen und doch fühlte sie, wie eine namenlose Angst über sie kam und ihr die Kehle schnürte.

Starr sah sie ins Leere, vor ihren angstvoll aufgerissenen Augen sah sie fortwährend stürzende Mauern einen Menschen begraben. Totenstill war es im Atrium, nur das leise Schluchzen des Knaben war hörbar, der sein thränenfeuchtes

Gesicht in Tullias Faltenroß barg. Mit gekniffenen Lippen stand Aulus da, er wandte keinen Blick von seiner Schwester. Mit einem Ruck raffte sie sich auf. Ruhig und bestimmt klang es, als sie sagte: „Stattus soll sofort mit einigen Sklaven dem Ungehorsamen nach! Man bringe ihn zurück! . . .“

Laut lachend verließ Aulus das Haus.

IV.

‘Inseln’ nannten die Römer jene Mietskasernen, die schwindelnd hoch gebaut, eine Unmenge armsteligsten Volkes beherbergten. In den engen und krummen Straßen der Stadt erhoben sich diese Häuser mit sechs, sieben Stockwerken; die reichen Adelsfamilien besaßen viele solcher Grundstücke und zogen aus ihnen beträchtliche Einkünfte. Diese Häuser waren die Heimstätten zahlloser kleiner Händler, die in den Straßen die verschiedenlichsten Dinge feil hielten; arme Handwerker, elende Schreiber wohnten hier; diese steilen endlosen Treppen stieg manch blaßes Blumenmädchen allabendlich zu seinem harten Lager hinauf. Laster und Elend hausten unter diesen Dächern. In der ganzen hastigen Unsolidität der Spekulation errichtet, verbrecherisch leicht gebaut, selten und oberflächlich ausgebessert, wurden diese Schwindelbauten häufig von Einstürzen heimgesucht. Derartige Katastrophen waren in den Proletarierquartieren der Stadt Alltäglichkeiten, und auch der heutige Einsturz hatte bei den Unbetheiligten kein allzugroßes Entsetzen erregt. Da der Römer den größten Teil des Tages im Freien zubrachte, so war diesmal

nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von Menschen verunglückt. Jetzt, abends, da die Mehrzahl nichts ahnend heimkam, fand sie statt des Hauses einen Trümmerhaufen. Jammern und Klagen hob an, herzerreißende Szenen spielten sich ab. Der Abil war zur Stelle und hielt die Unglücksstätte abgesperrt, gleichmütig sah er den Jammer mit an, nur ein Achselzucken hatte er für die, die einen Menschen verzweiflungsvoll suchten, oder ihrem armseligen Hab und Gut nachweinten.

Da trat einer von seinen Leuten zu dem Abil heran. „Herr, sollen wir nicht den Platz vor dem Nebenhause absperren? Auch dessen Einsturz ist nahe.“

„Mir recht!“ sagte der Abil und folgte langsam dem eilig Fortstürzenden.

In der That, das Haus zeigte gewaltige Risse. Das Dach hatte sich auf der linken Seite merklich gesenkt. Dies schien denn doch den Abil ein wenig aus der Fassung zu bringen. Mit scheuen Augen sah er hinüber. „Das Haus ist doch wohl vollkommen geräumt?“ fragte er hastig.

„Vollkommen,“ bestätigte der Wachtmeister.

In diesem Moment brach die Menge, die in weitem Kreise die Unglücksstätte umstand, in einen Schreckensschrei aus.

„Was giebt's?“ fragte der Abil, sich unfürlich rückwärts konzentrierend. Das wüste Geschrei der Menschen blieb unverständlich. Mit erregten Gebärden schrieen sie und starrten mit

blaffen Gesichtern und weit aufgerissenen Augen in die Höhe. Tiefer senkte sich das Dach, durch das Knarren der sich biegender Sparren, das klirrende Rutschen und Springen der Ziegel hörte man nun aus der verlorenen Höhe des sechsten Stockwerkes ein wimmerndes Klagen. An einem der kleinen Fenster winkte ein anscheinend Kranker oder Verwundeter, dessen matter Hilferuf jetzt von dem entsetzten Geschrei der tausendköpfigen Masse erstickt wurde. Da kommt ein Teil des Daches in Bewegung, ein Klirren und Poltern, dann ein Donnerkrachen, und eine dicke Staubwolke steigt auf. Jetzt Totenstille, ganz deutlich bringt nun aus der in Staubwolken gehüllten, unsichtbaren Höhe das Hilfesgeschrei hernieder. Von Schrecken gelähmt stehen die Tausende; das harte Volk, das in den Arenen mit jauchzender Freude Menschen sich zerfleischen sah, das zittert, da jetzt dieses verzweiflungsvolle Todesgeschrei aus der in schreckensvolle Nacht gehüllten, furchtbaren Höhe zu ihm niederbringt. Noch ein Moment erstickender, spannender Angst, — dann löst es sich aus diesen Tausenden geschnürter Kehlen mit einem rasenden Schrei gepreßten Jauchzens, — da eben ein Mensch die dichten Reihen mit starken Armen durchbricht und blitzschnell auf das stürzende Haus zustürmt. Ein Hagel krachend niederfallender Steine schafft wieder dieses todesbange graufige Schweigen, es vergehen zwei, drei bleierne Minuten, welche die Menge eine endlose Ewigkeit dünken; mit Geprassel stürzen Steine und Balken, und als die

Staubwolke sich ein wenig lichtet, erscheint, einen Kranken halb tragend, halb nach sich schleppend, ein junger Sklave in der Öffnung der Hausthür. Er stürmt mit dem Geretteten über die Trümmerhaufen vorwärts, dann folgt ein Getöse, als stürze der Himmel ein, die Erde wankt und alles rings hüllt sich in undurchdringliche dicke Wolken von Staub . . .

V.

Tullia lag in ihrem Zimmer und lauschte auf jedes Geräusch, das durch das totenstille Haus ging. Nur das Weinen des trostlosen Caius drang dann und wann durch die weiten Räume zu ihr. Sonst rührte sich nichts, es war, als schwebte drückende Angst durch die Hallen des Hauses, das für sein Bestes fürchtete, ja — sein Bestes, seinen höchsten Schmuck. Tullia stand auf, that ein paar Schritt, kehrte zum Polster zurück, warf sich wieder hin, wühlte sich in die Rissen, preßte die Fäuste gegen die hämmernden Schläfen und schlug dann wie in ohnmächtigem Zorn gegen die Wand. Sie wollte lachen, über ihre unbegreifliche Laune lachen, nur ein ersticktes Schluchzen brachte sie heraus. Sie raffte alle Kraft zusammen. Nun ja, er war tot, seine Narrheit hatte er mit dem Leben gebüßt, nun gut, man wird einen neuen Erzieher kommen lassen. Sie reckte sich, stand auf, — aber plötzlich fand sie sich am Boden, mit erhobenen Händen lag sie da, während ihre zitternden Lippen betend stammelten: „Laßt mir ihn, ihr Götter, laßt mir ihn! Habt Erbarmen mit mir! Ich gelobe . . .“

Ein Thränenstrom erstickte alles. Vom Atrium her kam Geräusch. Tullia sprang auf, sie trocknete sich die Augen, sie hörte Caius laut schreien. Am ganzen Körper zitterte sie.

Halb bewußtlos hörte sie Statius' Bericht. „Gerade als der Einsturz geschah, kam ich zur Stelle. Der Staub war so dick, daß man nicht drei Schritt weit sehen und kaum atmen konnte. Alles war in Wolken gehüllt. Ich fragte, ob jemand verunglückt sei, die Leute erzählten, ein Sklave sei kurz vor dem Einsturz ins Haus gedrungen, um einen Kranken herauszuholen. Ich drang bis zur Unglücksstätte vor, eben als man Amatus auf den Trümmern liegend fand. Mit ausgebreiteten Armen lag er auf dem Kranken, als wollte er ihn mit seinem Leibe decken. Das Volk war wie rasend. Es drängte herzu, es war nicht fortzuschrecken, sie küßten seine Hände, sein Gewand, seine Sandalen, des Fragens war kein Ende, wer er sei und wo er wohne. Wir haben ihn hergebracht. Er liegt jetzt im Fieber.“

„Also er lebt!!“ — schrie Tullia. Sie entsetzte sich selbst über diesen Schrei. Sie biß sich die Lippen blutig. Mit wogender Brust stand sie da. Dann wandte sie Statius den Rücken, stierte eine Weile ins Leere und winkte ihm müde:

„Es ist gut,“ sagte sie kalt. Er ging. Kaum war er an der Thür, da rief sie ihn zurück.

„Er ist schwer verwundet?“ fragte sie wieder im ruhigsten Tone.

„Nur leicht, Herrin. Eine Stirnwunde, die

wenig blutet, von einem Stein gestreift, — wahr-
scheinlich . . .“

„Holt den Arzt!“

Der Procurator ging.

Tullia lächelte glücklich vor sich hin, ihre
Lippen bewegten sich hastig, aber keinen Laut
brachten sie hervor.

VI.

„Was willst du schon wieder?! Ich habe gar keine Zeit!“ sagte Tullia ärgerlich zu ihrem Bruder, der eben eintrat. Aulus lächelte bitter. „Keine Zeit. So so . . . Nun also, kurz heraus, ich brauche Geld . . .“

„Natürlich. Eine Kleinigkeit von einigen Talenten? Was?“ —

„Zwei.“ —

Durch das verlebte, bartlose Gesicht des Mannes ging ein Zucken, seine tiefliegenden, kleinen, schwarzen Augen glühten, seine Hand strich hastig über das spärliche graue Haar.

„Zwei Talente, mein Lieber,“ sagte Tullia und sah ihren Bruder mit dem Ausdruck tiefster Verachtung an, „zwei Talente, bloß diesmal, um eine Wette zu bezahlen, oder eine Orgie in irgend einem verrufenen Hause mit deinen Spießgesellen.“

Aulus entgegnete nichts.

„Und was ich dir schon gab?! Diese Unsummen, die du seit zehn Jahren aus mir herauspreßtest, wer giebt mir das wieder?!“

„Ach, du brauchst es wohl schrecklich nötig!“

„Brauchen oder nicht! Ich kann es nicht

verantworten! Vor meinem Kinde nicht verantworten! Und dann — zu welchem Zwecke hilft man dir?! Damit du in vierzehn Tagen wiederkommst, und die Komödie von neuem anfängt!”

„Du hast gut reden! — Sitzst auf dem Geldsack! Solltest nur mal einen Monat in meiner Haut stecken!”

„Bist du nicht selber schuld an allem?“ schrie Tullia, der Zorn trieb ihr das Blut ins Gesicht. „Hast du nicht dein ungeheures Erbteil verlüdert in der unerhörtesten . . .“

Aulus wehrte ab. „Schon gut — schon gut. Ich weiß schon! Was nützt das Reden! Mach zwei Talente locker, sonst giebt es Skandal in der Stadt!”

Er setzte sich ruhig auf einen Stuhl und ließ mit verschränkten Armen und gleichgiltigem Gesicht Tullias Wutausbruch über sich ergehen.

„Skandal,“ schrie sie, „Skandal!! Ist mir das etwa neu, daß du Skandal verursachst?! War es etwa kein Skandal, als du deiner Vergehungen wegen der Ritterwürde entkleidet wurdest?! War es kein Skandal, als du deine brave Frau verstießest, durch deine Rohheit in den Tod triebst, dein unschuldiges Kind, den Stammhalter unseres Hauses, nicht anerkanntest, und solcher Art deine unglückliche Frau beschimpfdest? Pfui! Im Circus, bei den Rennen, mit Würfelspiel und mit den Dirnen hast du dein Leben verloren! An erster Stelle im Staate müßtest du heute stehen, und bist nun nichts als ein ausgemachter Lump!”

„Du willst also nichts geben?“ Mit einem durchdringenden Blick sah Aulus seine Schwester an.

„Drohst du mir?!“ rief Tullia höhnisch lachend. „Ich fürchte dich nicht! Auf solche Art erreichst du schon garnichts bei mir! ... Aber ...“

Sie stockte und sah nachdenklich zu Boden.

„Aber?“ fragte Aulus, stand rasch auf und trat einen Schritt näher.

„Verlaß für immer die Stadt, Aulus, geh' irgendwohin in die Provinz, so sollst du ein Jahresgehalt haben, das dich vor Not schützt...“

„... Gib her ... gib her ...“

„Unter einer Bedingung. Deinen Sohn schaff mir! Liefere mir deinen Sohn aus. Wie meinen eigenen will ich ihn halten! Unser altes ruhmvolles Haus will ich wieder aufrichten und die Manen der Väter versöhnen.“

„Meinen Sohn,“ murmelte Aulus, „weil er mein Sohn nicht war, verstieß ich ihn doch!“

„Bahnsinn!“ rief Tullia. „Deine Frau war treu, und nur ihrer reinen Tugend wegen haßtest du sie! Dies riß die weite Kluft zwischen euch beiden, daß du ein Schurke warst, und sie eine edle, vornehme Seele. Hast du sie schon in die Fremde vertrieben und in blühenden Jahren ins Grab gebracht, so rette nun wenigstens dein Kind und reinige dich von diesem schrecklichen Frevel! Ich habe schwere Gewissensbisse, daß ich damals, von deinen Drohungen eingeschüchtert, die brieflichen Beschwörungen deiner Frau, mich des unglücklichen Kindes anzunehmen, nicht berücksichtigte und es geschehen ließ, daß dein armes

Kind unter Fremden verkam. Das peinigt mich jetzt! Schaff' mir deinen Sohn!"

Erregt, mit großen Schritten ging sie im Zimmer auf und nieder. Aulus zuckte die Achseln. Plötzlich hielt Tullia inne, sah einen Moment vor sich hin und sagte dann:

„Eine Million Sesterzen für deinen Sohn! Eine Million. Hast du gehört?!"

„Das ist dumm!" sagte Aulus. „Sehr dumm! Gätt' ich geahnt, der Balg könnt' einmal so bezahlt werden . . ."

„Wo ist dein Sohn?"

„Ich weiß es nicht."

„Such' ihn!"

„Wo? — Das Letzte, was ich von ihm hörte, war, daß mein Freigelassener Philo ihn zu sich genommen. Das sind jetzt elf Jahre."

„Wo ist Philo?"

„Schon zwei Jahre tot."

„Nun — also, suche! Suche deinen Sohn! Und bringst du ihn mir mit den Beweisen seiner Echtheit, — eine Million ist dein, hörst du, eine Million! Im übrigen sind wir geschiedene Leute! Einmal noch wirst du meine Schwelle betreten, wann du deinen Sohn bringst. Nie anders, Aulus, und nachher — nie wieder" . . .

Sie eilte hinaus und ließ ihn stehen.

VII.

Spät diesen Abend klopfte es an Amatus' Thür.

Der Gärtner Dnyx trat ein, er bewohnte die Kammer neben Amatus. Dieser sah von seinem Buche verwundert zu dem späten Besuche auf.

„Störe ich?“ fragte Dnyx und blieb unschlüssig an der Thür stehen.

Amatus stand auf und reichte dem Gärtner die Hand.

„Aber bitte, ich freue mich, daß du kommst.“

Dnyx stand einen Augenblick nachdenklich da und blickte mit einem Ausdruck der Unentschlossenheit in die brennende Lampe.

„Willst du mir etwas sagen?“ fragte Amatus und sah lächelnd in das gebräunte, härtige Gesicht des Gärtners. Mit einem Ruck richtete dieser seine kräftige, jugendliche Gestalt auf, sah einen Moment noch zu Boden und legte dann seine harte und schwielige Hand, die zu der vornehmen Geschmeidigkeit seiner Gestalt und zu den freien, edelgeformten Zügen wunderbar stimmte, Amatus auf die Schulter.

„Zwei Tage schon kämpfe ich mit mir, dir das zu sagen. Du wirst mir nicht böse sein?!“

„Sprich nur.“

„Es läßt mir keine Ruhe und weil ich dich so sehr gern habe . . .“

Wie in Ungebuld mit seiner eigenen Unschlüssigkeit strich er sich über die Stirn und sagte dann:

„Hör zu! Vor einigen Jahren war ein Pädagoge hier im Hause, ein junger, blühender Mensch wie du, Thyest mit Namen. Tullia verliebte sich in ihn und er wurde ihr allmächtiger Günstling. Tulliens Mann kümmerte sich nicht um die Sache, war er doch froh, wenn er in seinem eigenen wüsten Lebenswandel unbehindert blieb. Mit seiner Schwester zugleich war Thyest gekauft worden. Nulus stellte diesem Mädchen nach. Dies war zu einer Zeit, als Tullia bereits anfing, Thyests überdrüssig zu werden. Sie hatte heftigen Streit mit ihm und in ihrer Rachsucht gab sie ihrem Bruder die Sklavin. Diese wurde fortgeschleppt, ihr Jammergeschrei brachte Thyest um den Verstand. Er raste durch das Haus. Er suchte Tullia. Sie ließ ihn nicht vor. Zitternd, totenblaß stand er vor der verschlossenen Thür und stierte vor sich hin. Dann schrie er auf, mir geht es noch heut in den Ohren. Er raufte sein Haar, zerfleischte mit seinen Nägeln sich die Brust und jagte brüllend durch den Garten. Vor einer Nische blieb er stehen, vor einer Statue, die, von einem griechischen Künstler einst für die Herrin gearbeitet, Venus darstellte und Tulliens lebendige Züge trug. Auf dieses Bild stürzte sich der Unglückliche, umschlang es und küßte

klagend den Stein. Dann riß er es mit übermenschlicher Gewalt, mit der Kraft, die der Wahnsinn verleiht, vom Sockel und zerschmetterte es am Marmorboden. Nun wurde Thyest gefesselt und in die Villa nach Bajae geschafft. Dort liegt er noch heute wahnsinnig im Kerker.“

Dnyx sah Amatus gespannt an, dieser blickte durch die offene Thür in den mondbeschienenen Garten hinab.

„Ich danke dir,“ sagte er, „und ich verstehe dich. Ich habe Tullia längst erkannt. Über mich hat sie keine Gewalt.“

„Meine Warnung war gut gemeint, Amatus.“

„Ich weiß, mein Lieber.“

In diesem Moment kam aus dem säulenumstandenen Garten ein eigentümliches Geräusch. Wie Vogelruf klang es, aber scharf und kurz, gleich einem Signal. Dnyx horchte auf, das Blut schoß ihm ins Gesicht. Er eilte zur Thür und schlich in den Garten. Er kam sogleich zurück und hielt einen Pfeil in der Hand, von dem er ein Täfelchen löste, das er haslig durchflog. Ein glückseliges Lächeln ging über sein Gesicht. — Amatus war aufgestanden, und hatte sich rücksichtsvoll in die Tiefe des Zimmers zurückgezogen. — Es war ganz still, durch die offene Thür nur drang das Rauschen der Bäume und Sträucher herein, in deren Zweigen der Nachtwind sich regte.

Endlich sagte Dnyx: „Ich habe so lange gewünscht, dir näher zu kommen. Wie einen Bruder lieb' ich dich. Erlaube mir, dir mein

Geheimnis anzuvertrauen. Es thut so wohl, sich einmal mitzuteilen, wenn man nur Fremde sonst und Feinde um sich hat.“

„Sprich!“ sagte Amatus.

„Tief unglücklich war ich, als ich vor zwei Jahren in dieses Haus kam. Ich war frei geboren, in Glanz und Reichtum, zu Jerusalem stand meines Vaters Haus. Jehuda, Sohn des Daniel, heiße ich. Erbe ungeheurer Reichtümer wurde ich bei meines Vaters Tode.

„Da — in einer Nacht überfielen mich in meinem Hause geldgierige Verwandte, gebunden wurd' ich und gefnebelt von vermummten Männern fortgeschleppt und an phönikische Händler verkauft. So ward ich Sklave. Hier in Rom lerni' ich das Gärtnerhandwerk. Schwerkut drückte mich zu Boden. Nichts als den Tod wünscht' ich mir. Da plötzlich, ein halbes Jahr war ich hier, wandte sich mein Schicksal in ganz ungeahnter Weise. Ein Märchen hob nun an, ein ganz sagenhaftes Glück begegnete mir in meiner Knechtschaft. Wie es kam, kann ich heut kaum noch sagen. An jedem Morgen, da ich erwache, erscheint es mir von neuem so unfaßlich, so wunderbar unmöglich. Hast du von dem patrizischen Geschlechte der Licinier gehört, das nebenan wohnt?“

Amatus nickte.

„Nun, die einzige Tochter dieser Familie, heut ein Mädchen von achtzehn Jahren, schön wie ein lichter Engel, liebt mich. Sie, — das Patrizierkind, der Sproß eines der ersten Geschlechter

der Republik, neigte sich mir, dem recht- und heimatlosen Manne, und schenkte mir ihr Herz . . .“

Er hielt ein, er drückte das Täfelchen, das seine Rechte hielt, an die Lippen.

Amatus hatte sich abgewandt und stand geneigten Hauptes vor der offenen Thür . . .

Einen Moment noch zögerte Jehuda, mit scheuem Blick sah er zu Amatus hinüber, dann sagte er befangen: „Weshwegen trauerst du denn? In deinen Augen liegt Sehnsucht. Wen verlorst du?“

Dhne sich umzuwenden sagte Amatus: „Verlor? . . . Ich besaß niemals, wie sollt' ich verlieren?“ . . .

Er brach ab, dann setzte er leise hinzu: „Es sind nun vier Jahre, fast ein Knabe war ich noch; zu Athen, wo ich aufwuchs, kannt' ich ein Kind mit großen, schwermütigen Augen und einer Stimme, in der Thränen waren. Mir wurde das Herz schwer, sah ich das Mädchen, ich wurde nachdenklich, hört' ich es sprechen. Es war, als läge auf diesem Kinde der Kummer der Welt, als traure aus diesen Kinderaugen die Sorgenschwere des Menschendaseins. Ich lehrte das Mädchen schreiben und lesen und war glücklich in seiner Nähe, sah ich doch, daß es an mir hing, und daß auch ihm wohl ward, saßen wir beisammen. Das Mädchen war damals wohl dreizehn Jahre, schwach an Körper, verhärt und blaß, ein Abbild seiner Mutter, die ich nur zweimal sah. Aus Italien stammten sie her. Eines Tages kam ich zum Unterricht:

mit ihrer Mutter sei sie fortgereist, sagten die Hausgenossen. Wohin — wußte niemand. Ich sah sie nicht wieder. Nie vergaß ich sie, nie, auch nur eine Stunde lang. Da mir das Leben sonst weder gab, noch nahm, so hing meine Sehnsucht sich an sie. Mein Erinnern ist sie, mein einziges Rückgedenken. Stehen vor anderen frohe Knabentage und lichte Kinderbilder, schauen sie zurück, — — — ich — sehe nichts, als dieses blasse, trauernde Kind, das mir entchwand wie ein Schatten . . .“

Er hob die Augen und sah durch die offene Thür in den Garten hinab, den die Säulen des Peristyls umschlossen. Der volle Mond goß sein Licht darüber hin, die weißen Marmorsäulen flimmerten von bläulichem Silberglanz, flüssiges, sprühendes Metall sprudelten die rauschenden Quellen und Springbrunnen, Silber hing schwer an den Blättern der Bäume; wann der Nachtwind den Tau herabwehte, tropfte es glühend hernieder. Wie die Zweige hin- und herwogten, tauchten geipenstisch aus den schwarzen Schatten der Büsche weiße Marmorstatuen auf, die das Laub im Nu wieder verschwinden ließ — — geisterhaft . . . Über all der Pracht lag tiefes Schweigen, nur der sehnsüchtige Schrei eines erwachten Vogels ging klagend durch die stillen Räume . . .

Οὐκ οἶδα θνητῶν ὅστις ἀθλιώτερος.
Er ist der Staubgeborenen allerunglücklichster!

Euripides.

I.

An Bajaes Strande erhob sich mit hohen Türmen ein Schloß. Aus großen Augen blickte es träumend weit hinaus über das blaue Meer, dessen weißschäumende Brandung diese stillen Mauern zärtlich umfoste. Hier flatterten weiße Möwen ungestört umher. Abseits vom Menschengewimmel des Badeortes lag das Schloß hart am Strande, wie hingeträumt in diese lachende, paradiesisch schöne Landschaft, die mit Pinien und Cypressen, saftigen Wiesen, prangenden Weinbergen über dem blauenden Meere sich erhob. Jahrelang hatte das Schloß im Schweigen der Verlassenheit gestanden. Wie die Möwen nun eines Abends von ihrem Fluge über die See heimkehrten, umflatterten sie scheu den Strand, an dem es jetzt plötzlich lebendig geworden war. Ein Heer von Sklaven schwirrte lärmend durcheinander, mächtige Ochsenspanne schleppten in den nächsten Tagen ungeheure Felsblöcke herbei, die in das Meer hinabgewälzt wurden. Draußen, — etwa hundert Schritt vom Ufer ragten jetzt, einen Kreis bildend, ihre schaumbespritzten Häupter aus den Wogen hervor. Mitten im lebendigen Seewasser war so der Teich für die gepriesenen Muränenfische gebaut. Zwischen

diesem felsgefügten Muränenteich und dem Ufer ward ein riesenhafter Felsblock ins Meer gesenkt, der einen Pavillon tragen, und zu dem, vom Strande aus, eine von Bäumen kühl beschattete Brücke geschlagen werden sollte, die als ein hängender Garten zu dem Muränenteich hinüberführend geplant war. Dann wurde das bisher sanft abfallende Gestade erhöht, eine Quaimauer von großen Quadern errichtet, mit der nun das Ufer steil sich erhob.

In dieser Nacht hatte es arg gestürmt. Zwei Männer standen am Strande und blickten düster auf das erregte Meer. „Zum Verzweifeln, Silvius! Der Block zwischen Ufer und Muränenteich hat richtig nicht standgehalten. Gestern noch glaubt' ich, er stünde für die Ewigkeit an seinem Platz.“

„Das ist unbegreiflich, Petronius! Draußen die Blöcke des Muränenteiches stehen in viel stärkerer Brandung. Nicht um Haaresbreite sind sie vom Fleck gerückt, und hier so nah am Ufer hielt der Fels nicht Stand!“

„Nicht so unbegreiflich, wie du denkst, mein Lieber! Die Blöcke des Teiches dort stehen im Kreise und finden so aneinander den besten Halt. Zudem haben sie festeren Grund unter sich, als der Gesunkene hier vorn am Strande, der nur auf beweglichem Schlamm liegt. Es ist zu dumm! Zu dumm!“ . . .

Der Unternehmer Silvius, der die Arbeit für Tullia ausführen ließ, sah den Baumeister hilflos an. „Was machen wir denn nun? Könnte

man nicht einen zweiten Block auf den Gesunkenen legen?“

„Gewiß! nichts einfacher, wir haben ja noch einen solchen Block oben liegen, und der Gesunkene liegt noch genau, wo er liegen soll, — nur tiefer . . .“

„Also denn!“ . . . rief Silvius.

„Ja,“ sagte der Baumeister — „nur schade, daß wir das Ufer schon aufgemauert haben! Vordem, als der Strand in schiefer Ebene gegen das Meer abfiel, war es Kinderspiel, die Blöcke hinabzurollen, jetzt . . .“ Er zuckte die Achseln.

„Das ist aber sehr schlimm, Petronius! Zu allem Unglück höre ich eben, daß Tullia morgen Abend aus Rom hier ankommt.“

„Auch das noch!“ sagte der Baumeister zähneknirschend.

„Die Stadt = Sklaven sind heute früh schon gekommen.“

„Greulich!“

„Nun kannst du dir doch denken, wenn Tullia kommt und die Arbeit in solchem Rückstande findet, diesen Bau, der bereits Unsummen verschlang, so läßt sie ihn einstellen!“

„Und wir sollen Zeit und Mühe verlieren und um unsren Verdienst kommen! Und alles um diesen elenden Block! . . .“ Erregt lief der Baumeister die Quaimauer auf und nieder. Sein Mantel flatterte im Winde. Silvius sah mit seinen kleinen stechenden Augen dem Manne hilfesuchend nach, während er in seinen bestürzten Gedanken den Verlust überschlug, den er erlitt,

wenn der Bau jetzt eingestellt wurde. Plötzlich machte Petronius kehrt und stürmte auf Silvius zu. „Nun?!“ rief dieser in höchster Spannung.

„Es giebt einen Ausweg,“ sagte der Baumeister leise.

„Also vorwärts!“ schrie Silvius.

„Leicht gesagt! Willst du es verantworten, wenn ein Unglück geschieht?!“

„Was für ein Unglück?!“

Einen Moment noch stierte der Baumeister ins Leere, dann sagte er: „Man könnte ein Balkengerüst von dieser Uferhöhe nach dem gesunkenen Block herunterschlagen und auf dieser schräg abfallenden Bahn den neuen Block hinunterlassen“ . . .

„Los also!“ . . . Mit Händen und Füßen zappelte Silvius.

„Sachte doch!“ wehrte der Baumeister nervös. „Das Ufer ist neu aufgedämmt. Alles lockerer Sand“ . . .

„Es ist doch gemauert!“ . . .

„Nur die Außenwand. Keinen Fuß dick“ . . .

„Du fürchtest also?“ . . .

Der Baumeister nickte. „Sehr möglich, das Ufer trägt die Last des Blockes nicht und stürzt darunter ein.“

„Glaubst du das sicher?“

„Ich sagte nur, daß es sehr möglich ist.“

„Es ist also nicht ausgeschlossen, daß die Sache glatt geht?“

„Keineswegs.“

„So muß sie gewagt werden!“

„Und wenn etwas passiert?“ fragte der Baumeister. „Der Spaß kann hundert Sklaven kosten, ganz abgesehen davon, daß die gesamten Uferarbeiten zugleich zuschanden gehen!“ . . .

„Hm . . . hm . . .“ Silvius laute an seinen Nägeln. „Was thun? Was thun?! Einen schönen Skandal wird sie uns machen! Hundert Sklaven!! Jedoch — schließlich — wer kann für Unglück?! Du weißt doch, wie sie ist! Wenn sie morgen die Sache so findet, wie sie jetzt liegt, stellt sie den Bau ein, und wir haben das Nachsehen. Machen wir den Versuch, so ist doch der Glücksfall möglich, daß es gelingt. — Ich denke, wir machen's . . .“

„Gut,“ sagte der Baumeister.

* * *

Im Parke der Villa kniete Jehuda bei einem Blumenbeet. Dann stand er auf, legte schützend die Hand vor die Augen und sah nach den grünen Hügeln im Osten, die die lachende Landschaft lieblich abschlossen. Da legte ihm jemand die Hand auf die Schulter. „Wonach siehst du?“ fragte Amatus, der leise genächt war.

„Siehst du dort vom Hügel den weißen Turm leuchten?“

„Ja.“

„Dort wohnt mein Mädchen.“

„Sind die Vicinier auch schon in Bajae?“

„Seit gestern. Aber leider sind wir uns hier ferner als in der Stadt.“

„Und was hoffst du von der Zukunft, Jehuda?“

„Alles! Ja, staune nur über diese Hoffnungen. Wär' ich das Schicksal selbst, ich müßt' mich besinnen, wie ich sie erfüllen sollte. Welch ein tiefgeheimtes Ding, dieses Gefühl; Menschen eint es, verschieden an Stamm und Sitte und Schicksal; keine Gegensätze, die es nicht versöhnte, keine Hindernisse, die es nicht besiegte. — Du bist ja so nachdenklich, Amatus?“

„Die unerhörte Behandlung der Landflaven hier geht mir nicht aus dem Kopf! Die ganze Nacht hindurch hörte ich am Strande hämmern und pochen. Weshalb gönnt man den Leuten nicht wenigstens die Nachtruhe?“

„Weil die Muränen frisches Seewasser lieben. Für sie baut man im Meer ein Bassin.“

„Um Fische quält man Menschen so?“ —

„Was stellst du dir unter Muränen vor, Amatus? 'Fische' nennst du sie?! Es sind Geschöpfe, mit deren Zucht und Pflege Roms erste Männer ihre Zeit verlieren. Wer die besten Muränen im Teiche hat, wird rühmlich genannt, wie in Hellas ein olympischer Sieger. Wochen vor dem Gelage prüft der Herr, ob die Muränen zugenommen haben. Nur noch ein halber Monat bis zum Feste, und die Tiere sind noch nicht fetter geworden! Da muß man nachhelfen. Man wirft einen Sklaven in den Teich und füttert die kostbaren Tiere mit Menschenfleisch. Das bekommt ihnen ausgezeichnet.“

„Nicht möglich!“ rief Amatus entsetzt.

„Und doch so oft geschehen.“

„Es ist am äußersten, Jehuda! Eine Welt, in der solches vorgeht, steht vor ihrem Ende! Es ist, als seien den Großen die Herzen versteinert, als sei Menschenjammer ihre Freude geworden. Welch ein Gedanke des Entsetzens, Millionen solchem wehrlos preisgegeben zu wissen!“

„Sage, Amatus, wenn du darüber nachdenkst, erschüttert es dir nicht deinen Gottglauben?“

„Was?“

„Daß ein Mensch geboren wird, um als Sklave schwer zu leiden und dann einem Tiere zur Mast zu dienen?! Kann das der Ratschluß göttlicher Weisheit sein?“

Einen Moment sah Amatus sinnend vor sich hin, dann sagte er: „Die Gottheit, mein Lieber, ist über mir. In ihren Händen liegt mein Geschick. Wie sie es wendet, ich werde sie preisen. Woher bin ich gekommen, — wer sagt mir das? Wohin werde ich gehen, — wer will das wissen? Die Gottheit, die des Meeres Tiefen erfüllt und der Berge Höhen, — sie sollte mich in einem Fischteiche nicht finden? Sage doch: Ist es so schwer, vertrauensvoll sich zu ergeben, da doch kein Grübeln und Denken zu einem anderen Ende geleitet? Und das muß ich dir sagen, — dem Juden?“

„Du hast Recht, Amatus. — Sage doch: Von einer Gottheit sprichst du. Wie denkst du sie dir? Glaubst du sie einig? Ein einziges Wesen?“

„Ja. Einig und einzig.“

„Wie, Amatus?! So bist du ein Jude! Bist meines Glaubens Bekenner! Er lehrt den einzigen Gott. O — nun erst lieb' ich dich von ganzem Herzen!“

„Thust du das wirklich?“ sagte Amatus lächelnd. „Liebst also die Menschen weniger, die an mehrere Götter glauben. Meinst, sie müßten erst erkennen, daß die Gottheit das große Ganze so vieler Teile ist, um dir teuer zu werden?“

„Nicht, um mir teuer, nein, um mir gleich zu werden! Auch sie, meine süße Braut, ist ja doch in einem fremden Glauben erwachsen und sie lieb' ich doch gewiß! Ihr hab' ich schon vieles von meines Gottes Allmacht und Größe gesagt, und ebenso wünscht' ich alle Menschen, eben weil ich sie liebe, zu meiner Höhe emporzuheben.“

„Ach du, wenn dies die Meinung deines Stammes ist, so wurde ihm durch sie gleich viel genommen, als ihm in der reinen Erkenntnis des Einen gegeben ward. Das Gute ist der Zweck des Seins; edel zu werden, unser Ziel. Meinst du, dies wäre schwerer zu erreichen, wenn man an viele Götter glaubt, statt an einen? — Nein, jeder, welche Vorstellung er von der Gottheit auch habe, jeder kann der Weltenseele an ihrem Werke schaffen helfen.“

„An ihrem Werke?“

„Ja. Das ist die höchste Vereblung menschlicher Gemüter, die Gottähnlichkeit der Menschen. Sie ist der Endzweck allen Seins. Wer gut ist, Thränen trocknet, Schmerzen lindert und Freude spendet, der schafft am Werke mit. Und ist es

dann vollendet, in ferner Zeit, Jehuda, dann steigt die Gottheit zu uns hernieder, oder wir zu ihr empor, und die Klagen, die das erste Leid geweint, und die Seufzer, die das letzte Weh der Menschenbrust entrang, die werden zu einem brausenden Lobgesange, und aus den Händen der Gottheit empfängt die geläuterte Welt den Lohn eines ewigen, himmlischen Friedens.“

„Die Schriften meiner Väter, Amatus, erzählen von einem Manne aus Königsgelecht, der einst kommen wird, zum Trost und zur Erlösung der Menschen, er soll der Welt den großen Frieden bringen; seiner harret mein Volk mit hoffendem Herzen.“

„Er ist nur das Bild jener Zeit menschlicher Veredlung. Frieden wird er bringen, er wird es, — denn bei seinem Kommen wird das Böse nicht mehr sein, und wo das Gute herrscht, da ist notwendig ewiger Friede. Laß du nur den Menschen ihre Götter, Jehuda, je mehr Götter, desto mehr Heiligtümer, ihrer trägt die Erde nie zuviel. Laß sie in Festkleidern zu ihren Tempeln wallen, laß Weihrauchwolken zum Himmel aufsteigen, laß Kinderchöre Götterhymnen singen, vor edlen Gebilden der Schönheit sollen sie die Kniee beugen, laß sie Tempel bauen, bis die Erde soviel Tempel trägt, wie Häuser, laß jeden Menschen einen geweihten Gottespriester sein, rein, mild, hehr, — und die große Zeit, die heißersehnte, ist gekommen.“

In heftiger Erregung riß er sich los und ging den schattigen Weg, der durch die Mitte des Parkes führte, zum Strande hinab.

Hier war die Arbeit in vollem Gange. Man hatte den Block bis auf wenige Schritte dem Uferrande genähert, jetzt galt es, ihn darüber hinaus auf das Gerüst zu heben, das, aus ungeheuren Balken, schräg gegen das Meer auf den gesunkenen Block hinübergelegt war. Mit Ketten und Strichen umwunden, lag der Stein dort oben. Die Sklaven umstanden ihn. Abseits hatte der Baumeister die Aufseher um sich versammelt und sprach gedämpft zu ihnen. Jetzt hatte er geendet, die Aufseher begaben sich an ihre Posten. Der Baumeister winkte, die Sklaven faßten die Ketten und Striche, setzten die Hebel zurecht, packten die Hebebäume. Jetzt stand jeder bereit. Der Baumeister stieg auf einen Stein, der etwa dreißig Schritt vom Ufer entfernt lag.

„Hebt an!“ schrie er.

Da spannten sich die Sehnen, die Hebebalken wurden angehoben, sie knarrten unter der furchtbaren Last. Die hintere Kante des Blockes hob sich jetzt.

„Die Rollen untergelegt!“ schrie Petronius atemlos, hinter ihm lauerte Silvius, blaß wie der Tod.

Eben sollten die runden Stämme untergelegt werden, da schrie ein Sklave entsetzt auf, die anderen stützten, der Block senkte sich und stand wie vorher.

Petronius raste. „Seid ihr toll?! Weshalb laßt ihr denn los?! Verdammtes Gesindel! Zum zweiten Male angehoben! Die Geißel dem, der nochmal einhält! Angehoben! Vorwärts!“

Zitternd standen die Sklaven.

„Vorwärts, ihr feigen Hunde! Los!“

Da schrie aus dem dichtesten Haufen der Sklaven eine Stimme gellend auf: „Das Ufer senkt sich!“ . . .

„Wer wagt —“ . . . schrie Petronius.

Er kam nicht weiter. „Das Ufer senkt sich, das Ufer senkt sich!“ hundertstimmig erstickte dieser Schrei seine Worte. Petronius wurde blaß und rot, an seinen Lippen nagend stand er da mit rollenden Augen. Noch war alles vielleicht zu retten, wenn der Block rasch hinabgeschafft wurde. Und an dieser elenden Sklavenbande Feigheit sollte sein Wille scheitern?!

Petronius sprang von seinem Stein, eben in dem Moment, da, ihm zunächst, ein Sklave das Tauende, das er gehalten, zu Boden geworfen und sich zur Flucht gewandt hatte. Petronius warf sich ihm entgegen. „Steh, du Hund!“ donnerte er ihn an, dann riß er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, einen Dolch unter dem Mantel hervor und schwang die Waffe gegen den Sklaven, der sich schreiend zu Boden warf. Da fühlte Petronius seinen erhobenen Arm ergriffen. Blitzschnell wandte er sich um, — Amatus stand vor ihm.

„Du wirst den Sklaven nicht töten, Herr!“ sagte er mit bebenden Lippen. „Du kennst die Gefahr sehr gut, die hier droht. Im Namen der Herrin, — gib diese Arbeit auf!“ . . .

Mit offenem Munde stand Petronius da.

„Wer bist du denn?“ fragte er endlich.

„Ein Sklave aus der Stadt.“

„Weißt du, mit wem du redest?“ schrie Petronius.

„Ich weiß es,“ sagte Amatus ruhig und sah dem Baumeister fest in die Augen, „bei dem Zorne der Herrin, bei der Rache der Götter, gib diese Arbeit auf!“ . . .

„Bist du wahnsinnig?! Deine Herrin hat dieses Werk befohlen!“

„Sie hat nicht befohlen, Hunderte solcher Art in den Tod zu jagen! Und wär' es ihr Wille, und stünde sie hier vor mir, wie du, ich sagt' ihr dasselbe, ich schwür' ihr den Zorn der ewigen Götter! . . .“

„Er lästert die Herrin,“ schrie Petronius. „Fesseln herbei! In das Ergastulum den Hund!“

Die Aufseher sprangen herzu, banden Amatus und schlepten ihn fort.

„Jetzt nehmt die Peitschen!“ schrie der Baumeister. Er zitterte an allen Gliedern, und wär' er jetzt überzeugt gewesen, daß es mit einem Unglück enden müsse, er wäre jetzt nicht mehr gewichen. Die Aufseher hieben auf die Sklaven ein, die wimmernd ans Werk gingen. Die Hinterkante des Blockes wurde zum zweitenmale gehoben, im Nu Rollen untergelegt; von Peitschenhieben getrieben, schoben die Sklaven den Block bis zum Rande vor.

Da sprangen die Aufseher zurück, Petronius wich, die Sklaven hielten ein und sahen sich um.

„Vorwärts jetzt! Los!“

Auf den Rollen glitt der Block über den Uferrand hinaus, jetzt neigte er sich auf das Gerüst dem Meere zu.

„Die Ketten festgehalten!“

Da kracht die Uferwand in ihren Fugen.

Petronius stockt das Blut.

Die Quadern springen, bröckeln, fallen, einzeln erst, dann massenhaft, der Damm wankt, mit übermenschlicher Kraft werden die Ketten und Taue zurückgerissen, — umsonst, der Stein ist nicht mehr rückwärts zu bewegen. Der Damm bricht, die Balken stürzen krachend, der Block sinkt, den Sklaven wankt der Boden unter den Füßen, schreiend stürzen sie dem Blocke nach. Himmelhoch empor spritzt das Meer, ein Todes-schrei mischt sich seinem Zischen, an die Ketten und Taue sich klammernd, werden die Sklaven hinabgezerrt dem Blocke nach, der ihnen die Knochen zerschmettert.

Blutbespritzt ragt der Fels nun aus dem Meere empor, hier tauchen noch einmal von wirren, nassen Haaren halb verdeckte Gesichter auf, dort nach Rettung haschende Hände, dann noch ein kurzes Kämpfen, und es wird still am Strande, und die große Mutter, das Meer, bettet die verstoßenen Söhne der Erde zum ewigen Schlummer sanft in ihrem Schoße.

II.

Wer von Bajae aus dem Strande nordwärts folgte, stieß in der Nähe von Capua auf einen tempelartigen Bau. Dieser umschloß mit hohen Säulenhallen einen rechteckigen, freien Platz, von welchem auf allen vier Seiten Treppen emporstiegen zu niederen Thüren, die zwischen je zwei Säulen zu kleinen fensterlosen Gemächern führten. Solcher zählte der Bau einige sechzig. Dies war die Fechterschule des Lentulus, eines Menschen, der durch Sklavenhandel sich ein Vermögen erworben, und diesen Bau aufgeführt hatte, um Fechter für die Cirkusspiele auszubilden. Heute schwebte eine große Entscheidung über dem Hause; gegen den berühmtesten Zögling einer anderen capuanischen Schule hatte es seinen bedeutendsten Fechter nach Rom gesandt. Es handelte sich darum, vor den Augen der Weltstadt einander den Vorrang abzulaufen. Der Kampf, auf den ganz Rom erwartungsvoll blickte, hatte bereits stattgefunden, eine Nachricht über seinen Verlauf war aber noch nicht nach Capua gelangt.

Von dem säulenumschlossenen Übungsplatze der Fechter tönte einförmiges Zählen, Kommandieren, Schwerterklirren und Zurufen wirr durch-

einander. Zwölf Paare fochten, die übrigen standen aufmunternd, tadelnd, Beifall zollend dabei. Abseits sah man Neulinge an Stroh-
männern die Anfänge ihrer Kunst üben.

Alle diese Fechter waren prächtige Gestalten von stählernen Muskeln, in graue Kittel gekleidet, die Arme halb entblößt; um die Hüften trugen sie den breiten Gurt.

„Noch keine Nachricht aus der Stadt, Krigos?“

„Keine, soviel ich weiß.“

„Hoffst du auf Spartacus?“

„Raum. Mir scheint es ein Mißgriff, dem gewiegten Fechter, dem Curio, einen Neuling entgegenzustellen.“

„Spartacus ist doch aber unser bester Fechter!“

„Mag sein! Aber vor dem Volke hat er noch nicht gestanden! Und das ist ein großer Mangel. Du kannst auf dem Übungsplatz eine Koryphäe sein, im Cirkus aber eine Null. Das weiß nur, wer wie ich den Cirkussand unter den Füßen hatte, was es bedeutet, im Ernstfalle und vor den Augen der Menge zu fechten. Als ich zum erstenmale in die Arena trat, konnt' ich vor Herzklopfen kaum atmen. Rings steigen die Ränge des Cirkus himmelhoch auf, ein Meer von Köpfen wendet sich einem zu, heiß und erstickend wogt dir die Luft entgegen. Man sieht und erkennt nichts von dieser unheimlichen Menge rings, nur ein verworrenes, dumpfes Gemurmel, wie das Knurren eines Raubtieres läßt sie hören. Man schaudert, denn man spürt den Tod, er weht einen an, in dem Luft-

zuge aus dem Portale dort, durch das man eben die Toten fortgeschafft hat. Die Tuben klingen dumpf; mir zitterten die Knie' so, daß ich umzufinken drohte, die Pfeiler schienen auf mich einzustürzen. Da tritt mir der Feind entgegen. Der Kampf beginnt. Das Volk wird unruhig, Blut will es sehen, mein Blut; — jetzt trifft mich ein Schlag, das Geknurr des Volkes wird zum Gebrüll. 'Er hat's! Er hat's!' ... Da heißt es, kaltes Blut bewahren. Zweimal hab' ich im Angesicht des römischen Volkes gesiegt, laß sehen, ob dieser Neuling, dieser Thraker, der das Interesse erregt, weil er ein Fürst ist, den Ruf unserer Schule retten wird."

Achselzuckend wendet sich Krizos ab.

Drüben vor einer der Zellen hört man einen Schrei. Ein Wärter stürzt aus der Kammer, die Thür bleibt weit geöffnet, alles strömt hinüber. Wenige Augenblicke später tragen sie einen leblosen Körper auf den Hof hinaus, einen Fechter, um den Hals den Gurt, an dem er sich erhängt hat. — Raum ist der Tote am Fuße der Treppe hingelegt, da hört man lautes Jubelgeschrei vom äußeren Portale des Hauses her, dann Pferdegetrappel, Wagengerassel, wenige Augenblicke später erscheint Lentulus Batiatus, der Besitzer der Schule, aufgeputzt wie ein Pfau, auf der Terrasse des Hofes. Eine glänzende Schar von Sklaven um ihn her.

"Freut euch, Kinder," ruft Lentulus den Fechtern zu, "freut euch, wir haben gesiegt! Rom — der Weltkreis preist uns heut'! Spartacus hat den Curio geschlagen!"

Ein Jubelgeschrei füllt den Hof, Lentulus wendet sich um, und hinter ihm erblicken die jauchzenden Fechter die gebietende Gestalt des Spartacus, sein mächtiges blondes Haupt ist gesenkt, tiefe Schatten in den Zügen, seine großen blauen Augen ruhen düster blickend auf den Fechtern.

Lentulus zieht eine goldene Kette hervor, an der ein Schild hängt, dessen Inschrift er jetzt verliest: „Lentulus und die Schar seiner Fechter dem Thraker Spartacus, dem Überwinder des Curio.“

Lentulus winkt, Spartacus tritt heran, und — der Sklavenhändler hängt dem Thrakerfürsten das Ehrenschild vor die Brust. —

Heil auf jubeln die Fechter.

Draußen fährt ein Wagen vor, ein Sklave meldet Besuch, Lentulus verläßt die Terrasse und begiebt sich in das Haus.

Noch einmal jubeln die Fechter: „Heil Spartacus!“

Stumm steht der Thraker da, nagt sich die Lippen blutig, seine Nasenflügel zittern, dann fährt er auf, reißt sich die Kette von der Brust und schmettert sie zu Boden.

Totenstille rings.

Der Thraker erblickt den Leichnam mit dem Gurt um den Hals zu Füßen der Treppe; Spartacus nickt leise, während seine Lippen mit dem Ausdruck unsäglichler Bitterkeit sich schließen.

„So sollten wir alle thun,“ murmelt er, seine Fäuste ballen sich. „Ober wir sollten — etwas — anderes thun“ . . . Er seufzt tief auf. „Thun, jedenfalls, sollten wir . . .“

Er bricht ab. Einen Moment noch starrt er vor sich hin, dann steigt er die Treppe hinab und winkt die Fechter hastig heran. Atemlos umdrängen sie ihn; um Haupteslänge sie alle überragend, steht er in ihrer Mitte.

„Ich hoffte nicht, heut wiederzukehren. Mein Leben gilt mir nichts. Ich habe keine Furcht und keine Hoffnung mehr auf dieser Welt. Mein Herz ist leer und tot . . .

„In der Arena heut, als mein Gegner schwer verwundet sich am Boden wand, die Hand um Gnade flehend hob, da schrie das Volk: 'Keine Gnade! Töte ihn, Spartacus!'

„Ich rührte mich nicht.

„'Töte ihn, Sklave! Töte ihn! Er will nicht?! Er will nicht!! Die Löwen los! Er will nicht!!'

„Ich rührte mich nicht.

„Vor mir windet sich in seinem Blute der Verwundete, seine Lippen bewegen sich, seine Augen sehen mich an, doch vor dem Toben der Menge kann ich nicht hören, was er sagt. Ich kniee neben ihm, ich lege mein Ohr an seinen Mund. 'Töte mich. Sie lassen die Löwen los! Töte mich! Sei barmherzig!'

„Ich gab ihm den Gnadenstoß.

„Da jauchzt das Volk, die Mauern zittern von seinem Toben, schreiend beugen sich die Männer weit über die Brüstungen, die Weiber schwenken Tücher: 'Spartacus! Heil Spartacus!'

„In diesem tobenden Lärm plötzlich überkommt mich ein Gefühl, — ich — ich weiß nicht — Wut — Freude — freudige Wut — ich weiß

nicht, was es war. Ich reiße mein Schwert empor, das rot vom Blute meines Todesbruders troff, ich schwing' es hoch, ich schreie, wie die trunkene Menge schreie ich: Heil Spartacus!

„Ich schwor, bei meinem Leben schwor ich mir: zum letzten wie zum erstenmale heut steh' ich auf diesem gelben Sande, ein Gaukler, der sein Leben feil hält der Lust entmenschter Gaffer.

„Dies ist schimpflich, wie es gräßlich ist!“ . . .

Er hielt ein.

„Ich habe einen Plan,“ setzte er hinzu, „der, wenn er glückt, uns rettet; glückt er nicht, — — nun dann . . .“

An allen Gliedern bebend riß er sein Schwert von der Seite und durch die Fechterschar sich drängend, stürzt' er die Stufen der Treppe hinauf, dem Ausgange zu.

„Ich ziehe jetzt mein Schwert, das heut gesiegt. Ich steige diese Stufen jetzt hinauf. Durch dieses Thor verlass' ich jetzt das Haus! Wer mir entgegentritt, der stirbt. Denkt ihr wie ich, ihr Brüder und Genossen, daß uns ein rascher Tod im Kampf um unsre Menschenwürde besser ziemt, als dieses Leben voller Schmach, reißt euer Schwert vom Gurt und folgt mir nach!“ . . .

Sechzig Schwerter blißen auf. Ein Jubelschrei dröhnt durch die Halle. Bestürzt eilt Lentulus mit seinen Dienern in den Flur, da stürmt der Haufe an, und wenige Augenblicke später liegt der gepuzte Sklavenhändler mit gespaltenem Schädel in der Thür. Die Sklaven fliehen, die Fechter stürmen fort.

III.

Tullias Landgut war von nicht geringem Umfange. Auf dem Raume, den es mit seinen Äckern, Wirtschaftsgebäuden, mit Park, Villa und Wald einnahm, hätte eine Stadt erbaut werden können.

Seit dem Tode ihres Gemahls war Tullia dem Gute fern geblieben, das der Oberaufseher der Landflaven verwaltete. Für die Beforgung der Feldarbeiten, für die Pflege des Viehstandes war er verantwortlich, sowie für die Erhaltung der Anlagen mit ihren großartigen Wildgehegen, Fischteichen, Kaskaden und Springbrunnen. Ein Heer von Sklaven benötigten alle diese Arbeiten, es trug den Namen 'ländliche Sklavenfamilie' im Gegensatz zur 'städtischen'. Diese hatte und behielt ihre eigene Verwaltung, selbst wenn sie zeitweise mit der Herrschaft auf das Gut übersiedelte.

Wie all ihr Thun und Lassen, so war auch der Bau des Muränenteiches und die Übersiedlung in das Landhaus die Folge einer Laune der Gebieterin. Sie war des geräuschvollen Stadt- lebens, der ewigen Besuche müde und sehnte sich nach Ruhe, nach beschaulicher Stille, — nach

dem Meere. Es träumte sich so wunderbar, ließ man den Blick von den Nebenhügeln des Strandes aus über das unendliche Meer schweifen, während unten mit Gesang bekränzte Segler vorüberzogen, deren Säger die goldenen Becher dem hohen Schlosse zuschwenkten. Leise plätschern die Springbrunnen, und die Brandung antwortet grollend auf ihr silbernes Geschwäg. Und wurde das Leben hier eintönig, verspürte man wiederum nach geselligen Freuden Lust, so war auch für die im nahen Badeorte durch den bunten Zusammenfluß der Fremden mit seinem ungezwungenen Verkehr und seinen tausend Vergnügungen gesorgt. Ja, für ein Götterleben geschaffen war das Schloß an der Küste von Bajae. Und doch — in seinen Mauern verfluchten Hunderte ihr furchtbares Los, hunderte geknechteter, gequälter Menschen. Ihnen war kein Götterleben hier beschieden, nein, das Vieh beneideten sie, das in behaglichen Ställen mit allem Nötigen reichlich versehen ward. Im stechenden Sonnenbrande mußten sie das Feld bestellen, mit schweren Eisenketten gefesselt. Wer ermüdet einhielt, den traf die erbarmungslose Geißel der Bögte. Wann die Sonne hinter den Bergen sank, wurden die Sklaven in Scharen auf das Gut zurückgetrieben, müde — totmüde, so daß sie kaum ihre Ketten zu schleppen vermochten. Dann bekamen sie knappe und schlechte Nahrung, denn der Hauptverdienst des Prokurators war, was er am Essen der Sklaven ersparte. Dann wurde eine schwere eiserne Fallthür geöffnet, die

in einen riesigen, kellerartigen Raum führte. Den von den Sonnenstrahlen halb versengten Arbeitern wogte eine modrige, eiskalte Luft entgegen. In diesem unterirdischen Kerker übernachteten sie. Schauernd betraten sie den Raum, da war kein Bett, kein Lager, nicht einmal ein wenig Stroh, das doch den Tieren täglich frisch gestreut wurde. Auf dem feuchten Steinboden lagen die Sklaven, und selbst das ward ihnen nicht immer gegönnt, denn das Ergastulum war oft so überfüllt, daß es nicht möglich war, sich hinzulegen. Diese düsteren Mauern konnten erzählen, sie sahen etwas von Menschenqual, von Elend und Jammer, Tausende sahen sie langsam hinsiechen, verderben an Leib und Seele.

Die Sonne war untergegangen, die Sklaven vom Felde heimgekehrt, in langer Reihe stiegen sie die Stufen zum Ergastulum hinunter. Unheimlich klirrten die Ketten. Unter den Sklaven waren auch Greise und Knaben. Raum hatte der letzte der Arbeiter die Schwelle überschritten, als auch schon die Thürflügel krachend zugeschlagen wurden.

Tiefe Finsternis herrschte nun hier unten, im Dunklen tappten die Elenden umher, für die Nachtruhe sich ein Plätzchen zu suchen. Von den Stufen her, die zur Thür führten, hörte man ächzen und stöhnen. Draußen heulte der Sturm.

„Ist das ein Wetter!“ sagte ein Sklave.

„Die Götter zürnen. Es naht das Ende der Dinge!“

„Das sollte man wirklich denken, wenn man gesehen hat, wie die Sklaven heut' in den Tod gejagt wurden!“

„Hast du es gesehen?“

„Ich habe am Strande mit gearbeitet.“

„Ich auch!“ „Ich auch!“ rief es rings.

„Glaubt ihr, die Aufseher wußten nicht, daß ein Unglück geschieht?“

„Gewiß! Gewiß!! Sie wichen zurück, als der Block hinabgewälzt wurde!“

„Ja, ich sah es auch!“

„Ich auch!“

„Ich auch!“

„Und hätten sie's nicht gewußt, er hat es ihnen ja gesagt, der schöne Sklave aus der Stadt!“

„Ach, das war gar kein Sklave! Ein Sklave magt das nicht!“

„Ich habe es gehört, als er sagte, er sei ein Sklave!“

„Er war doch kein Sklave!“

„Was denn?!“

„Ein Dämon war's! Ein Gott, der sich unser erbarmte!“

„Jawohl, ein Gott! Unsinn! Ein Gott läßt sich nicht fesseln! Ein Gott hätte die Hand erhoben, mit einem Blitz die Bögte hingestreckt“ . . .

„Er war ein Gott! Ins Ergastulum, ihr habt es gehört, wollten sie ihn schleppen. Hier ist er nicht! Seine Fesseln hat er zerrissen und spottet der Ohnmacht unserer Peiniger. Draußen, — hört ihr's, — draußen tobt er jetzt in seinem Zorn und wühlt das Meer auf und wälzt es gegen den verfluchten Strand, gegen das verfluchte Schloß!“ . . .

„Du Narr! Red'st wie eine Amme! Erzählst Märchen! Bist du nun fertig?! Die Götter — hahaha! Die Götter — jawohl — die kümmern sich gerade um uns! Die hüten sich, in diese stinkenden Höhlen zu kommen! Bei den Reichen wohnen sie, in den Palästen — du Esel!“ —

„Wieviele kamen denn im Wasser um?“

„An hundert — heißt's“ . . .

„Drum ist auch heute hier mal endlich ein bißchen Platz! Man kann sich doch wenigstens ausstrecken! Mir wär's recht, wenn bei der Gelegenheit noch ein paar Duzend von euch mit draufgegangen wären. Beim Herkules — man hätte dann wieder mal schlafen können! Den heulenden Hund da wenigstens wär' ich gern losgeworden!“

„Lümmel — hör' auf zu stöhnen! — Da — du! . . .“ Von einem Fußtritt getroffen, wehklagte ein Leidender.

„Gnas, Scheusal,“ — rief eine Knabenstimme, „gemeiner Schurke — erbarmungsloser . . .“

„Verdammte Brut! Fängt der Bengel auch noch an?“

„Wehe,“ heulte der Kranke, „wie Feuer brennt mich's — — — ich dürste — — Wasser — gebt Wasser . . .“ Der Knabe schluchzte laut.

„Was hat denn der Alte?“

„Der Junge versah was beim Graben. Da schlug ihn der Bogt. Der Alte kam dazu und bat für den Schlingel. Er wurde nur noch ärger geprügelt. Da riß der Alte eine

Schaufel vom Boden und schlug den Bogt vor den Kopf. Ihr hättet den Kerl purzeln sehen sollen! Ich gönnt' es dem Hund! Dafür aber mußte der alte Kerl hängen. An eine Pinie banden sie ihn, hingen ihm große Gewichte an die dürren Beine und peitschten ihn blutig. Dann nahmen sie ihn runter, wie Schlächter einen toten Hammel vom Nagel nehmen, und drückten ihm ein weißglühendes Eisen auf die Stirn. Nun hat er ein Andenken an heut'. Der Junge mußte das mitansehen!"

„Ja,“ jammerte das Kind, „das alles — alles hab' ich gesehen!“

„O — o — o —“ langgedehnte Schmerzenslaute stieß der Gemarterte aus.

„Ich wollte, du lägst auf dem Misthaufen! Schweig', Bestie! . . .“

„Vater!“ flüsterte der Knabe, „lieber, guter Vater, stirb' doch nicht! . . . Ich fürchte mich so . . .“

Laut schrie der Knabe.

„Bengel, ich dreh' dir den Hals um!“

Der Alte röchelte schwer.

„Verreckst du endlich — Kröte! . . .“

„Entartete!“ rief eine Stimme aus der Tiefe des Raums, „Entartete, hört ihr denn nicht!?! Ein Mensch stirbt!“

„Der Dämon!“ schrie es rings. „Der Dämon!“

Angstvoll drängten sich alle zusammen. Totenstill ward es jetzt.

„Ein Dämon,“ ächzte der Sterbende, richtete

sich auf und stierte mit erloschenen, blutüberströmten Augen in das Dunkel. „Dämon, gib mir Wasser, guter Dämon! . . .“

Amatus drängte sich den Stufen zu, wo der Kranke lag, noch einmal stöhnte der Sterbende auf, dann sank er lautlos zurück, er hatte geendet.

Wieder Totenstille rings, nur der Knabe wimmerte leise . . .

„Ich bin kein Dämon, hört doch, meine Ketten klirren wie die euren. Wie ihr, bin ich Sklave, bin gefangen, gefesselt. Ihr Armen, in eurer Pein schmäht ihr die Götter! Brüder, ich schwöre euch, sie sehen, was ihr leidet. In den finstersten Kerker hinein sehen sie, sie sehen eure Qualen, sie zählen eure Thränen, für dunkle Tage werden sie euch Freude spenden und Sonnenschein, wann die Zeit sich erfüllt hat.

„Glaubt mir doch, es kommt der Tag, da eure Fesseln gesprengt, eure Kerker erbrochen werden, es kommt der Tag, da auch eure Sonne aus düsteren Wolken steigt. Ihr seid nicht geboren, zu verzweifeln. Auf der weiten Welt — keiner ist verloren, nicht, wer im Wüstenlande versmachtet, nicht, wer im Meer versank, nicht, wer Ketten trägt. Denn die Macht der Götter ist stärker als Eisen, reicht tiefer als das Meer, ist unbegrenzter als die Wüste. Euch allen sag' ich's, dieses Leid wird Euch vergolten werden!

„Nun aber, ihr Brüder, tritt die erlöste Seele dieses Armen, die eben diesem Kerker entfloh, vor den Thron der Götter, um ihr Leid zu klagen; zu klagen, daß ihr sie mißhandelt, daß ihr lachtet

bei ihren Qualen. Wie sollen die Götter euch helfen, wie sollen sie Mitleid mit euch haben, da ihr doch selber keins mit euch habt?! So schiebt ihr den Tag der Erlösung in ferne Zeit hinaus, und dürstet doch auch, ich weiß es, wie alle Menschen, nach Glück und Frieden.“

Sie schluchzten ringsum.

„Weinet, Brüder, daß ihr noch weinen könnt, das hätt' ich nicht gedacht! Laßt eure Thränen nur fließen, wären sie nicht versiegt in der langen Zeit eures Jammers, das Elend hätt' euch nicht so hart gemacht.“

„Nun tretet heran, alle, schließt einen Kreis um den Toten, und versöhnt seine Seele.“

Neben der Leiche kniete Amatus mit den Sklaven, laut schluchzend umgaben sie den Toten.

Da wurde die Eisenthür aufgerissen, ein greller Feuerschein fiel in den schwarzen Kerker hinab.

„Was ist das?!“ rief Silvius erstaunt. Er hielt seine Fackel gegen das Dunkel und statt der rohen, lärmenden Schar erblickte er nun — eine trauernde, betende Gemeinde . . .

„Amatus!“ rief er.

„Hier bin ich!“

„Steige herauf! Folge mir!“

Amatus erhob sich.

Da umdrängten ihn die Sklaven.

„Wir lassen ihn nicht! Töten wollt Ihr ihn!!“

„Geh' nicht! Geh' nicht! Bleib' hier!! Sie töten dich!!“

„Die Herrin ist gekommen!“ rief Silvius. „Sie will dich sehen!“

„Nein! Morden wollt Ihr ihn!!“

„Brüder,“ sagte Amatus. „Laßt mich gehen.
Ich will der Herrin von euch erzählen.“

Er stieg die Treppe hinauf.

Noch einmal drängten sie ihm nach.

„Lebewohl, Amatus!“ Hundert Hände wurden
ihm gereicht.

Erschüttert schlug er ein, und er, — der
Befreite, der wieder zu Glanz und Licht empor-
stieg, rief den Bewohnern dieses entsetzlichen
Kerkers zu: „Wir sehen uns wieder!“

IV.

An der Landstraße, die von Rom her nach Bajae führte, lag, unweit dieses glänzenden Badesortes eine alte Schenke. Niederes Volk, das des Weges zog, pflegte hier einzutreten. Es war Nacht geworden, ein heftiger Wind wirbelte den Staub der Landstraße auf und segte über das schadhafte Dach der Herberge, dem er eine Menge locherer Schindeln entriß, um sie mutwillig vor sich herzutreiben. Vor der Schenke hielten Lastwagen, deren Kutscher drinnen im Hause Zuflucht vor dem rauhen Wetter gesucht hatten. Um den roh gezimmerten Tisch saßen sie trinkend, lärmend und singend. Ein hochgewachsener Mann trat ein, in seinen Mantel gewickelt. Kaum hatte der Wirt den Fremden erblickt, als er aufsprang, ihm entgegen ging und ihn rasch in ein Nebenzimmer führte.

Der Mann wurde hier erwartet.

„Ah — Statius, das ist schön, daß du kommst! Hast dich wohl nicht wenig über meinen Brief gewundert?!“

„Beim Herkules, Aulus, dein Schreiben hat mich überrascht. Was bedeutet das alles?! Weshalb scheust du den Tag? Weshalb versteckst du dich? Und, vor allem, was willst du von mir?“

„Deine Hilfe will ich.“

„Wozu?“

„Zur Ausführung meines Planes, den ich zu deinem und meinem Glück erfann. Du mußt zugeben, Statius, ich habe immer zu dir gehalten. Als ich noch reich war und im Glück, war ich dir schon zugethan. Ich habe dich zum Prokurator bei meiner Schwester Tullia gemacht und dich so in Stand gesetzt, dir ein Vermögen — — — zurückzulegen. Jetzt, da sich mein Schicksal so gewendet hat“ . . .

„Willst du etwa Geld von mir borgen?“ fiel Statius dem Römer erschreckt ins Wort.

„Angstige dich nicht! Weder geliehen, noch geschenkt will ich von dir haben. Im Gegenteil. Das, was du hast, will ich verdoppeln, verzehnfachen, und dazu will ich dir etwas geben, was dir niemand geben kann, außer einer, die es dir niemals geben wird — die Freiheit. Ich will dich frei lassen. Du weißt, Tullia läßt nie Sklaven frei. Was nützt dir jetzt dein Geld, dieser ganze Reichtum! Solange du Sklave bist, hast du kein Eigentum. Was du hast, gehört deiner Herrin. Aus meinen Händen, Statius, sollst du alles zu unbestreitbarem Besitz erhalten“ . .

Durch die Fenster segte der Sturm und umfächelte die fieberheiße Stirn des Sklaven.

„Herr,“ stammelte Statius, „was machst du mir das Herz schwer! Tullia läßt mich nicht frei, und du kannst es nicht!“

„Wer sagt dir das? Ich werde es können. Die Gelegenheit ist da. Jetzt oder nie! Wenn du heut zauderst, verdienst du dein elendes Schick-

sal! Hör' zu: Unfern von hier, nahe bei Capua, ist die Fechterschule des Lentulus Batiatus. Die Gladiatoren dieses Mannes haben sich vor einigen Tagen empört" . . .

„Das ist mir bekannt" . . .

„. . . Hör' nur weiter. Sie haben die Wachen niedergehauen, Lentulus getötet und sich befreit. Unter Spartacus, den der letzte Fechterkampf zu Rom so schnell berühmt gemacht hat, haben sie sich erhoben und sind auf den Besuw gezogen, der mit seinen Felschluchten und Engpässen eine natürliche Festung darstellt. Alle Sklaven Italiens haben sie aufgerufen, sich zu empören und ihnen zu folgen. Auf allen Seiten, höre ich, meldet man Sklavenaufstände. Eine ungeheure Menge strömt dem Spartacus zu. Seine Macht soll bereits größer sein, als die, über welche Rom augenblicklich in Italien verfügt. Vorgestern wurde Globius Glaber mit seinen dreitausend Mann von Spartacus besiegt und in die Flucht geschlagen, und dieser erste Erfolg lockt nun die Sklaven zu Tausenden herbei. Campanien zittert bereits vor ihnen. Noch wenige Tage und sie stehen hier und ziehen gegen Rom. Die Sklaven deiner Herrin sind durch den Mord der Strandarbeiter aufs äußerste gereizt. Du wirst sehen, sobald sie von dem Geschehenen Kunde erhalten, erheben auch sie sich.“

„Laß sie sich mal erheben, Herr, wir haben solide Fesseln, und unsere ehernen Thore schließen sicher.“

„Der Thraker befreit die Sklaven. Hunderte von Ergastulen hat er bereits erbrochen.“

Stadius' Augen leuchteten auf.

„So wären wir frei!“ rief er, „hätten ein Asyl, zu dem wir mit unserem Besitz uns flüchten können!“

„Das möchtest du wohl“ . . . sagte Aulus lauernb, „das aber wäre das Thörichtste, was du thun könntest. Du brauchst nicht zu fliehen, brauchst nicht mit deinem Gelde bei Räubern und Gefindel Zuflucht zu suchen. Diese Herrlichkeit dort wird sowieso nicht dauern, eine Handvoll Abenteurer hebt die Welt nicht aus den Angeln. Nein — nein, ich habe besseren Rat für dich. Du sollst in Rom bleiben, sollst einen Palast bewohnen, sollst reich und ein mit jedem Recht begabter römischer Bürger sein, — wenn du mir für diese eine Nacht nur Hilfe leistest.“

Mit großen verwunderten Augen sah Stadius ihn an.

„Ja — ja — staune nur! Der ist der Liebling des Glücks, der den Moment zu erfassen weiß. Heute Nacht gilt es!“

„Was willst du thun?“ Stadius war blaß geworden.

„Alles, was ich von dir verlange, ist, daß du die Leute, die ich schicke, heimlich in das Ergastulum einläßt. Die Sklaven werden entfesselt, die Thore geöffnet. Alles andre, glaub' ich, macht sich von selbst. Laß die Sklaven nur Rache nehmen an ihrer grausamen und unvernünftigen Herrin, und unser beider Glück, dem nichts im Wege steht, als ihr Leben, ist gemacht. Ist Tullia dahin, dann bin ich Herr all ihres Besitzes,

auch dein Herr somit, von dem du zum Lohn deiner Hilfe Freiheit und Reichthum empfangen sollst.“

Der Procurator schüttelte ungläubig den Kopf.

„Du — mein Herr? Du weißt doch, Tullia hinterläßt einen Erben.“

„Während wir jetzt hier reden, Statius, ist er zu Rom, wo er zur Beendigung seines Reiterkursus noch diese Woche zurückblieb, in die Hand meiner Leute gefallen. Du siehst ihn nicht wieder.“

Statius trat einen Schritt zurück, der letzte Blutstropfen war aus seinem fahlen Gesicht gewichen, mit Angst und Grauen blickte er auf den Schrecklichen, seine Hände zitterten.

„Du siehst, mein Lieber,“ sagte Aulus, „es ist alles bedacht, alles wohl ins Werk gesetzt. Ich sehe schon, du willst, bist einverstanden. Schlag' also ein! So. — Unser Glücksloos ist gefallen!“

*

*

*

Als Amatus in das festlich erleuchtete Atrium geführt wurde, trat der gestrenge Baumeister Petronius auf ihn zu. „Ich hoffe,“ sagte er, „du läßt mich jetzt nicht entgelten, daß ich im Eifer an dir mich vergangen habe. Schade mir nicht bei der Herrin, vielleicht fügt es sich, daß auch ich dir einmal gefällig bin.“

Ohne ihn eines Blickes zu würdigen, antwortete Amatus: „Jedem soll werden, was er verdient!“ Nun wurde Amatus in Tullias Zimmer geführt. Man schloß die Thür hinter ihm. Der Raum lag im Halbdunkel, heiße, von betäubenden Wohl-

gerüchen schwere Luft erfüllte ihn. Es war totenstill. Amatus war an der Thür stehen geblieben und sah umher. Es war niemand im Zimmer, und doch hatte Amatus das Gefühl, als ruhten scharfe und prüfende Blicke auf ihm. So stand er, wie ihn dünkte, eine Ewigkeit.

Hinter einem Vorhange, der die Thür zum Nebengemach deckte, verbarg sich Tullia, durch den schmalen Spalt der Purpurfalten starrte sie auf Amatus, beide Hände auf das heftig klopfende Herz gedrückt. — Was hatte sie in diesen zwei Wochen, die seit dem Einsturze ihres Mietshauses zu Rom vergangen waren, um diesen jungen Sklaven gelitten! Sie war sich selbst ein Rätsel geworden in dieser Zeit. Gegen ihre heiße drängende Leidenschaft hatte sie angekämpft, — warum, wußte sie selber nicht. Sie war gewöhnt, in ihrem Leben jedem Impulse des Begehrens zu folgen, und fühlte sich nun beengt von diesem — diesem Knaben, — der ihr Eigentum war, ihre Sache, ihr Geschöpf . . . Sie begriff es nicht. Die Hand nur brauchte sie nach ihm auszustrecken und vermochte es nicht. War er nicht bei ihr, so suchten ihn ihre heißen, brennenden Wünsche, stand sie vor ihm, so wagte sie nicht, mit einem Blicke sich zu verraten.

Es war, als richtete die Reinheit seines Wesens eine hohe Schranke rings um ihn auf, die Tullia fernhielt. Und dann war noch ein Hindernis, ein Hindernis in ihr selbst, über das sie nicht hinwegkam. Waren es die Jahre, die so bedächtig machten? War es ein Zeichen, daß

die Jugend nun endgiltig vorüber? — Tullia erwägte, grübelte, besann sich. Das Erlebnis mit Thyest erstand in all seiner Gräßlichkeit in ihrer Erinnerung, Tullia hielt sich vor, daß auch dieses Abenteuer mit einem Mißklang enden müsse . . . Solche Erwägungen hatten ihre Seele während der letzten Wochen erfüllt; ihre Leidenschaft aber wuchs von Tag zu Tag, Tullia litt bei diesem Zwiespalt unsäglich. Heute empörte sie sich gegen alle diese Bedrückung und war entschlossen, diese Qualen zu enden.

Sie riß den Vorhang beiseite und trat ein.

„Da ist ja der ausländische Sklave!“ Sie hatte es scherzend sagen wollen. Es kam in strengem Tone heraus.

„Tritt näher. Dein Gewissen regt sich. Du hast Furcht.“

„Ich fürchte mich nicht.“

„So — so. — Und bist dir keiner Schuld bewußt?“

„Nein.“

„Schlimme Geschichten erzählt man dir. Du hast mich geschmäht?“

„Wer das sagt, lügt! Ich sah, wie man mit Menschenleben frevelhaft spielte, da trat ich Petronius entgegen und hielt ihm sein Verbrechen vor. Als er behauptete, er führe nur aus, was du befohlen, bestritt ich das.“

Tullia richtete sich hoch auf, sie sah Amatus starr ins Gesicht: „Ich hatte befohlen!“ sagte sie scharf.

Ein Windstoß lüftete die schweren Vorhänge

an der Thür zum Nebengemach, das auf einen freien Altan führte. Ein fahler Strahl gelblichen Gewitterlichtes fiel herein.

Amatus war totenblaß geworden, seine Lippen bebten.

„Pfui!“ sagte er.

Tullia fuhr auf. „Wagst du!“ . . . schrie sie.

„Dann . . . dann . . .“ stammelte Amatus tonlos.

„Was dann? Rede!“ donnerte Tullia rasend.

Sie griff an ihre Schläfe, als wollte sie sich gegen ihre eigene Wut schützen, sie rang nach Luft und biß sich die Lippen, dann sagte sie ruhig: „Rede!“

„Du befehlst . . . nun gut . . . ich . . . ich . . . o, wie entsetzlich ist das alles, — wie furchtbar ist die Welt, wie schrecklich und grauenvoll das Leben. Ich schäke es für nichts, nur Unrecht und Frevel läßt es mich sehen, dagegen ist Nichtsein Glück. . . Mach' mit mir, was du willst, ich bin zu Ende, — nur das eine noch: Auch Dein Urteil ist gesprochen. Prunke, umgieb dich mit königlichem Glanze hier in deinem Palaste, während drüben im Ergastulum Tod und Verzweiflung umgehen. Doch zittre vor der Vergeltung! Und wenn Jahre vergehen, einmal kommt sie doch! Und wenn nicht früher, so zuletzt zusammen mit dem Tode. Wenn Er einst an dein Lager tritt, so laß er die Hunderte dich sehen, wie sie mit gierigen Wellen verzweifelt ringen, ihr Todesgeschrei gelle dir ins Ohr und es halle dir nach bis ins Schattenreich und töne dir fort in alle Ewigkeit . . .“

„Amatus!“ schrie Tullia, und wie sie selbst vor diesem Aufschrei erbebte, so auch der Sklave. Es war nicht Zorn, nicht rachbereite Wut, die aus ihr schrie, denn was Amatus eben gesprochen, hatte sie, seinem Sinne nach, kaum verfolgt. Wie tönender Klang zog es ihrem Ohr vorbei, aber wie er gesprochen, das hatte sie zauberhaft bestrickt. Dieses totenblasse Gesicht, diese großen, dunklen, traurigen Augen, dieses braune Gelock, das wirr die blasse Stirn bekränzte, diese roten Lippen, die so wohlklingende Flüche sprachen, — jetzt riß es sie hin, und all ihr brennendes Sehnen, ihre so lange niedergehaltene, gewaltsam erstickte Blut, sie schlug nun empor in heller Lohe. Aufschreiend war Tullia zu ihm gestürzt, hatte ihn in ihre Arme gerissen und bedeckte ihm nun Augen, Wangen, Stirn und Mund mit heißen, wütenden Küffen.

Einen Moment lag Amatus wie besinnungslos in ihren Armen, dann stieß er die Römerin von sich. Atemlos stand er da, eine unsägliche Verachtung in den Zügen, unablässig strichen seine Hände über den groben Stoff seines grauen Kittels hin, als suchten sie von jeder Berührung sich zu säubern.

Mit starren Augen stand Tullia da, ihre Lippen bebten, doch sie blieben stumm. Fassungslos sah sie umher, dann stürzte sie zur Thür, riß sie auf und schrie: „Bringt Fesseln!“

Niemand kam.

„Staius!“ rief Tullia.

Da — sie lauschte — was war das?! Wie Meeresbrausen dumpf kam es vom Parke her,

murrendes, murmelndes Stimmengewirr — näher und näher, — jetzt unterschieden sich Geschrei und Ruf, — Toben und Heulen, wilder, immer lauter — was?!

„Heraus! Heraus mit ihm! Wir wollen ihn wiederhaben! Steckt das Haus in Brand! Die Thüren eingeschlagen!“

Krachende Arthiebe jetzt, dann wieder Gebrüll.

„Amatus! Amatus!“ brauste das Geschrei der entfesselten Sklaven.

„Silvius! Statius! Petronius!“ schrie Tullia. Keine Antwort.

Tullia stürzte ins Nebenzimmer, auf den Altan hinaus, beugte sich über die Brüstung und rief in den Park hinab nach dem Procurator, nach den Aufsehern; niemand kam. Einen Augenblick noch stand sie lauschend, dann kehrte sie in das Zimmer zurück, — da kam es schon heran, wild, lärmend, tobend, schreiend. Hier klirrten die Scherben einer Vase, die sie zu Boden schmetterten, dort stürzte eine Statue, die sie vom Sockel stießen; jetzt erschienen sie in der offenen Thür. Sie schwingen Schwerter.

Tullia ging ihnen rasch entgegen; ihre Augen blitzten Entschlossenheit. Als sie auf der Schwelle erschien, hoch aufgerichtet in ihrem goldgewirkten coischen Gewande, das wie ein Schleier nur ihre hohe Gestalt verhüllte, blaß wie der Tod, aber mit erhobenem Haupte, wichen die Sklaven unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Was wollt ihr?“ fragte Tullia mit fester Stimme.

„Rache! Rache für unsere Brüder! Rache für Amatus! Du hast ihn gemordet! Stirb!“

Sie drangen vor. Nervige Fäuste packten die Römerin und zerrten sie von der Schwelle.

Da stürzte Amatus zur Thür. „Brüder!“ rief er jubelnd.

„Amatus! Amatus!“ jauchzten die Sklaven, sie drangen auf ihn ein, sie umringten ihn, sie küßten ihm stürmisch Hände und Schultern und Haar und sagten ihm hastig, was geschehen. „Er lebt! Er lebt! Wir haben ihn! Zum Besuvnun! Auf zum Besuv! Zum Spartacus!“

Bis hierher hatte Tullia Stand gehalten. Jetzt brach sie zusammen, ohnmächtig lag sie am Boden. Ein Sklave setzte ihr das Schwert auf die Brust. Amatus sprang herzu. „Nein, Bruder, nein! Die erste That unsrer Freiheit sei kein Mord!“

Zögernd ließ der Sklave ab. „Um seinetwillen,“ sagte er mit einem begeisterten Blick auf Amatus.

Nun jubelte es durch die zerstörten Brunnengemächer: „Auf zum Besuv! Zum Besuv!“ . . .

V.

Zum Aufbruch bereit standen die Sklaven, da sagte Amatus: „Wir dürfen Thyeft nicht vergessen!“

„Thyeft! Holt Thyeft!“ . . .

An den Wirtschaftsgebäuden, den Ställen, Speichern und Scheunen vorbei eilten sie über die weiten Höfe des Gutes, dem Laufe einer schmutzigen Gasse folgend. Diese mündete in eine große unratgefüllte Grube. Dieses entsetzliche Loch war zugleich das große Sklavengrab. Im Tode noch dem Vieh gleichgeachtet, wurden die Sklaven durch den Schmutz der Höfe hierhergeschleift und in diese Mistgrube hinabgestoßen. Ihre verwesenden Leiber verpesteten die Luft. Hier in einem Mauerwinkel lehnte eine baufällige Bude, an deren Thür die Sklaven jetzt rüttelten. Sie war verschlossen, man schlug sie ein. Moderduft wehte die Sklaven an, sie hielten ihre Fackeln gegen das dunkle Loch, Fledermäuse flatterten auf, Ratten fuhren hervor. . . „Thyeft!“ riefen die Sklaven. Es wimmerte drinnen. Sie traten ein, auf faulem Stroh lag eine dunkle Masse.

„Thyeft!“

Er regte sich, ohne den Kopf zu erheben, sagte er: „Was ruft ihr mich fortwährend! Zu essen

gebt ihr mir doch nicht! Aulus, der meine Schwester stahl, ist schuld an allem! Mich hungert sehr! Zwei Tage nichts gegessen!" . . .

„Steh auf, Thyest! Du bist frei! Sollst mit uns ziehn!" . . .

„Ein Stück Brot!" . . .

„Steh auf und isß!"

Sie hoben ihn auf, an seinen Handgelenken trug er durchgefaulte Stricke; wankend stand er da, in langen Strähnen hing sein ergrautes, schmutziges Haar über Rücken und Brust, ein verwilderter zottiger Bart bedeckte sein Gesicht, aus dem entzündete tiefliegende Augen erloschen blickten, in Fetzen hing sein Obergewand und ließ das Grauen der eiternden Wunden frei sehen, welche seine Brust bedeckten. Gebeugt, mit zitternden Knien stand er da und aß mit der Hast des Heißhungers, was sie ihm reichten.

Stumm standen sie um ihn her, einigen liefen die hellen Thränen über das Gesicht, da, aus zusammengeschnürter Kehle schrie einer auf: „Schlagt sie tot!" . . .

„Tullia!" gellte das Wutgeschrei der Sklaven.

„Still," flüsterte Amatus, „schont den Ärmsten. Kommt! Der Morgen graut. Wir wollen gehen! Von Bajae her droht uns Gefahr."

Rasch brachten sie einen Mantel für Thyest.

Er wies ihn ab.

„Du sollst mit uns ziehn!"

Er schüttelte den Kopf.

Da ließen sie ihn denn und zogen fort.

*

*

*

Auf der Schwelle ihres Zimmers liegend fand sich Tullia, als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte. Mühevoll sammelte sie ihre Gedanken und stand auf. Sie ging über den Flur und sah mit Grauen die Verwüstung, welche die Sklaven angerichtet hatten. Überall Trümmer und Scherben.

Sie lauschte. Totenstille rings, nur das erregte Branden der See und das Heulen des Sturmes drang zu ihr.

Da rührte sich was. Sie hörte ein Geräusch von der Treppe her, aufschreiend floh sie in ihr Zimmer. Sie wagte nicht zu rufen. Einen Moment stand sie neben ihrem Ruhepolster und starrte zu Boden. Unsägliche Angst preßte ihr das Hirn. Sie griff an die Schläfe und stierte ins Leere.

Was würde ihrem Sohne Caius zustoßen, den sie in Rom verlassen? Diesen Morgen sollte er in der Villa eintreffen. Wenn er den Sklaven in die Hände fiel?! . . . Sie war schuld! Sie . . . Sie war hierhergeeilt, hatte ihr Kind verlassen, um ungestört ihrer sündigen Liebe sich hinzugeben.

Wär' sie in Rom geblieben . . .

Sie fuhr auf.

Schritte draußen auf dem Flur . . .

Sie zittert, — thut einen Schritt gegen die Thür des Nebenzimmers, — und schreit auf. Greller Feuerchein loht ihr entgegen. Rauch wirbelt herein, Funken fliegen ins Zimmer, eine spitze schmale Flamme züngelt bläulich am Altan hinauf.

Schreiend stürzt Tullia hinaus. Helle
Flammen schlagen ihr entgegen. Sie stürmt
zurück, steht einen Augenblick wie gelähmt . . .
Da knarrt es an der Schwelle, Tullia blickt
auf und fährt entsetzt zurück . . . Mit weit ge-
öffnetem Munde, starren Augen steht sie regungs-
los . . . Der Greis dort, dieses blasse entsetzliche
Gespenst, das eine Fackel trägt . . . Thyest . . .

Tullia zuckt zusammen, reißt einen Ring vom
Finger, öffnet dessen Kapsel, führt sie an die
Lippen und schüttet das Gift hinunter . . .

„. . . Du . . . du . . . du . . .“ stammelt Thyest,
er wirft seine brennende Fackel zu Boden und
thut einen Schritt auf Tullia zu. Sie bricht
zusammen. Er beugt sich zu ihr herab, nimmt
sie in seine Arme und küßt ihr marmorblaßes
Gesicht. Still, wie im Schlafe, liegt sie an
seiner Brust, starr sieht er auf sie nieder, seine
Lippen bewegen sich, keinen Laut aber bringen
sie hervor . . . Jetzt schluchzt er auf, und seine
Thränen rinnen auf die schöne, blasse, weiße
Frau, die er im Schoße hält. . .

. . . Dicker Rauch erfüllt das Zimmer, die
Wände glühen, die Vorhänge brennen nieder,
Flammen züngeln durch den Fußboden auf; aus
dem Dach der Villa lodern sie zum dunklen Himmel
empor. Wie über den Anblick des Erbfeindes
ergrimmt, schäumt das Meer wild auf, der
Sturm peitscht es. Die drei Mächte wüthen
prasselnd, rauschend, heulend wider einander.
Im Parke rast der Sturm, furchtbar gelst durch
den Aufruhr der entfesselten Naturgewalten das

Todesgeschrei der Tiere in den brennenden Ställen. Der Sturm schleubert Riesenflammen gegen die Wolken, die nun in lichter Lohe erglühen. Das zu Schaum und Gischt gepeitschte wogende Meer giebt blutigen Widerschein und sprüht weit hinaus wie siedendes Erz.

Wild umflattern das brennende Schloß geängstigte Tauben, der Sturm schleubert sie in die Flammen, denen sie mit brennenden Fittichen entfliehen. Irrlichtern gleich fahren sie umher in dem kampfburchtobten Raume, dann sinken sie ins Meer, das ihnen die Flammen löscht, die Wunden kühl . . .



*"Ἦν οὖν τὴν ἰσχὺν δεινὰ καὶ τὴν εὐώμην καὶ τὰ
φρονήματα μεγάλα εἶχον.*

An Kraft waren sie gewaltig und hatten auch große Gedanken.

Platon.

I.

Im Vorflur des verödeten Hauses zu Rom saß Phryx und streckte die langen Beine weit von sich.

Auf den ersten Blick sah man's ihm an, es stand nicht gut mit ihm. Statt des kostbaren Purpurkleides, das ihn sonst schmückte, entstellte ihn jetzt eine schmutzig graue Tunika.

Von seinem Gesicht war der sonst so feierlich amtliche Ausdruck geschwunden, eine gleichgiltige Erschlaffung lag jetzt darauf. Er war in zu hohem Grade Philosoph, um über seine mißliche Lage sich nicht vollständig klar zu sein, und so hingen denn düstere Wolken über seiner Stimmung. Kein Wunder — wahrlich, denn sein Leben hatte zur Zeit jeglichen Zweck verloren. Er war Pförtner, hatte sein Amt Jahre hindurch mit Ernst und Treue verwaltet, und nun plötzlich mußte der Herrin der unsinnige Gedanke kommen, aufs Land zu ziehen. Die Hausthür wurde verschlossen, und seine Wirksamkeit hatte ein Ende.

Himmelhoch hatte er gebeten, sie möchten ihn doch mitnehmen. „In Bajae brauchen wir keinen Pförtner,“ sagten sie und ließen ihn sitzen. Das

Haus zu hüten ward ihm aufgetragen, ein Amt, eines Kettenhundes wert!

Er war sehr verstimmt. Er fühlte sich krank. Dieses ewige Sitzen brachte ihn um. Er, der gewöhnt war, seine Glieder den Wolken entgegenzurecken, er hochte jetzt den ganzen Tag in einem Winkel des Vorflurs und stierte die Marmormände an.

Dieser Zustand war auf die Dauer nicht erträglich, das fühlte Phryx.

Aber weshalb verbannte er sich in diese langweilige Ecke? Standen nicht unzählige Zimmer, der Säulengang, wie der Garten zu seiner Verfügung, und er saß hier und stierte auf die Wand?

Das war es ja!

Das war es ja eben!! Er war nicht allein im Hause. Man hatte zu seiner Wut noch ein Weib zurückgelassen, o — ein Weib, wenn er an sie dachte, sträubte sich sein Haar und seine Nasenflügel bebten vor Ingrimm und Widerwillen. Dies Weib, er hatte es längst bemerkt, sah ihn mit verliebten Augen an, — dies Weib — pfui! . . .

Ihr Name schon war unausstehlich: Fullonica Waschweib . . . Wer ihren Namen nicht wußte, der roch ihn, wenn er ihr auf drei Schritt nahe kam, einen scheußlichen Duft von Spülwasser und Seife verbreitete dieses Geschöpf. Ihr abscheuliches Amphibienleben, die Götter wußten's, der wievielte Sommer desselben ihr diesjährig erblühte, hatte ihrer äußeren Erscheinung das

Gepräge gegeben. Ihre kurze kugelrunde Gestalt mit dem platt aufgedrückten Kopfe erinnerte entseztlich an die Schildkröte. Ihre Glieder waren lappig wie ein zu oft gewaschenes Obergewand. Feuchtigkeit hauchte ihr Atem, dünstete ihr Körper, ja selbst ihr Haar lag stets in stumpfer Glanzlosigkeit feucht am Schädel. Feuchtigkeit war ihr Element, und er — Phryx — liebte über alles das Trockne. — Was wollte dieses Weib überhaupt von ihm?! War denn nicht zwischen ihm — dem Pförtner — und einem Waschweibe eine unüberbrückbare Kluft?!

Sah dieses Weib denn nicht, mit welchem Abscheu er es anblickte? Hatte es denn gar kein bißchen Stolz?! Konnte es sich nicht beschränken, ihn insgeheim zu lieben, anstatt ihm nachzulaufen, wie ein cynischer Klient?! . . .

Sie hatte keine Spur von Charakter!

Als die andern hohnlachend abreisten, da trat er ihr entgegen. Damals trug er noch sein Purpurgewand, und wie ein Gott zu seiner niedrigsten Kreatur sagte er zu ihr: „Du — Fullonica, ein für allemal: das ganze Haus, alle Zimmer, Säulengang und Garten, weis' ich dir an; auch das Waschhaus, damit du kein Heimweh kriegst; aber hier im Vorflur laß dich nicht blicken!“ . . .

Sie erbleichte.

„Merk' dir das, Fullonica!“ . . .

Jetzt sah sie ihn mit ihren blauen Spülwasseraugen selig lächelnd an, als hätt' er ihr eben ewige Liebe geschworen. Ihm wurde brüh-

heiß, er hatte eine Ahnung, dies Weib würde noch einmal sein Schicksal; und Phryx gab viel auf Ahnungen . . .

Unter martervollen Gedanken ging ihm der erste Tag seiner Gefangenschaft hin. Gegen Abend verspürte Phryx unterhalb des Herzens ein ganz peinigendes Gefühl, das er anfangs nicht bemerken wollte, dann aber machte es sich gewaltsam fühlbar, und Phryx sah eine neue Kette von Leiden vor sich. Fullonica hatte nämlich die Mundvorräte in Verwahrung, wenn er also seinen Hunger stillen wollte, mußte er sich an dieses Weib wenden.

Zuerst brachte ihn der Gedanke in furchtbare Wut, dann wurde Phryx ruhiger und dachte, da er ihr den Vorflur verboten, würde Fullonica, was er benötigte, ihm schon an die Thür hinstellen. Er wartete und wartete, es fiel aber der Fullonica garnicht ein. Was sollte Phryx thun? Ihr nachlaufen um des armseligen bißchen Essens wegen? Nein. Sein ganzes Ich lehnte sich hiergegen auf. Er biß die Zähne zusammen, ging in seine Pförtnerloge, die an den Vorflur stieß, und legte sich ärgerlich hin. Sein Magen knurrte, an Einschlafen war nicht zu denken. Da dachte er bei sich, daß ihm das Weib eigentlich doch nichts zu leide gethan, und daß er es, in Anbetracht dessen, wohl etwas hart behandelt habe. Er stand auf, zögerte einen Moment und ging dann ins Atrium, das Scheusal aufzusuchen. Er fand es nicht. Er suchte im Peristyl, in den Zimmern, in den Wirt-

schaftsräumen, — sie war nicht da. Jetzt wurde ihm etwas schwül zu Mute . . . Was war denn geschehen? Hatte sie sich ein Leid angethan aus Schmerz über ihn? Hatte seine Härte sie gar in den Tod getrieben? Sollte er wirklich nichts zu essen bekommen? Diese beklemmenden Fragen drängten sich ihm auf, verzweifelt stand er und wußte nicht, wie er sich helfen sollte, denn Barmittel besaß er garnicht. Er rief: Fullonica! und erschrak vor seiner eigenen Stimme. Er hatte so angstvoll und sehnsüchtig gerufen, daß er nun zitterte, sie würde aus irgend einem Winkel hervor, in Thränen aufgelöst, an seine Brust stürzen. Sie that es nicht. Sie ließ sich nicht blicken.

Phryx ging nach dem Gemüsegarten, dessen Mauer gegen eine Hinterstraße stieß, und suchte nach etwas Eßbarem. Er fand nichts, die letzte Rübe war vorsorglich aus der Erde gezogen.

Jetzt wurd' es Phryx aber doch unklar, was aus der Sache werden sollte, ermattet sank er auf eine Bank im Garten. Da knarrte die Thür, durch welche man in die Hinterstraße gelangte, in ihren rostigen Angeln, und Fullonica trat, einen Korb mit weißem Linnen sauber zugebedt am Arme tragend, in den Garten. Ihre Wangen waren hochgerötet, ihr Gang hastig. Ihren Feind, den eine Hecke verbarg, hatte sie noch nicht erblickt. Jetzt kam sie an dem Strauchwerk vorüber und sah Phryx sitzen. Mit gekniffenen Lippen wollte sie vorübergehen, da rief Phryx sie an. Sie blieb stehen und wandte den Kopf.

Er kam auf sie zu.

„Guten Abend.“

„Guten Abend.“ Ihr Gruß klang etwas verlegt. Lange Pause. Phryx kaute an seinen Nägeln, Fullonica sah zu Boden.

„Ein recht erquickender Abend,“ bemerkte Phryx. „Nicht zu warm, nicht zu kühl, recht angenehm. Wie?“

„Recht angenehm,“ sagte Fullonica.

Lange Pause. Inzwischen hatten sie den Garten verlassen und waren zu den Mägdezimmern gelangt. Schweigend gingen sie neben einander her, sie den Blick schamhaft zu Boden gesenkt, er fortwährend sehnsüchtig nach dem zugedeckten Korbe blinzelnd. Vor einer Thür blieb Fullonica jetzt stehen und sah ihren Begleiter fragend an. Dieser schwieg noch immer, und so trat sie in ihr Zimmer und setzte den Korb nieder. War es Zufall, war es schlaue Berechnung, das Linnen lüftete sich, und es zeigte sich ein prachtvolles Stück Rindfleisch. Phryx war einer Ohnmacht nahe, stand aber noch immer unschlüssig an der Thür.

„Hast du mir noch was zu sagen?“ fragte Fullonica. „Es thut mir leid, ich kann dich nicht bitten, näherzutreten; es schickt sich nicht.“

„Ach was!“ brummte Phryx, trat ein und schloß die Thür hinter sich. „Vor böser Nachrede sind wir sicher. Es ist ja niemand da.“

Phryx setzte sich auf einen Stuhl. Jetzt wird sie den Korb auspacken, und ich werde ein Göttermahl halten, dachte er.

Fullonica jedoch ging ruhig im Zimmer auf und ab, machte sich hier und da etwas zu schaffen und schien in sichtlichem Wohlbehagen. Phryx rückte ungeduldig auf seinem Sige hin und her, er war der Verzweiflung nahe. So ging das nicht weiter. Den letzten Rest von Stolz kämpfte er in sich nieder, stand auf, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte: „Liebe Freundin, hast du nichts zu essen?“

„Zu essen?“ fragte sie mit der unschuldigsten Miene, „weshalb sagst du das nicht gleich? Hier ist Vorrat!“

Sie deckte den Korb auf, nahm das Brot heraus und legte es auf den Tisch.

„Wenn du warten willst, mach' ich den Braten zurecht.“

„Nicht warten!“ murmelte Phryx dumpf, er kaute schon gewaltig.

„Wart' lieber! Laß das Brot! Ich habe Besseres!“

Sie lief hinaus und kehrte bald bepackt und beladen wieder zurück. Im Nu war alles vor Phryx aufgestellt, der mit der Bewältigung seines Hungers beschäftigt, der Sklavin ganz vergaß. Sie aber stand abseits und sah mit seligen Blicken auf den geliebten Mann, der ihr so unerreicherbar geschienen, den ihre Klugheit ihr nun doch errungen. Lange Zeit verging so, bis endlich Phryx einhielt, tief Atem holte und mit der Faust auf den Tisch schlug. „Das ist alles sehr schön, du ... aber ...“

„Ich weiß schon!“ jubelte Fullonica und schleppte einen Krug Wein heran, „da!“

Phryx that einen langen Zug, dann sprang er auf.

„Fullonica,“ rief er und schlang seinen Arm um sie. „Fullonica, du bist eine herrliche Person!“

*

*

*

Die Sonne stand hoch am Himmel, als Phryx am nächsten Tage erwachte. Mehrmals hob er das Haupt vom Lager, mehrmals sank es ihm wieder, bis er sich endlich mit Gewalt erhob. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen, stützte den heute ungewöhnlich schweren Kopf auf die Hand und stierte verdrossen vor sich hin. Da nahten schleppende Schritte, die Thür öffnete sich und Fullonica trat ein. Mit größtem Freimuth betrat sie heute die ihr so streng verbotenen Räume, als sei das plötzlich nun ihr gutes Recht. Dabei war Phryx noch bei der Toilette.

Heute war erst der zweite Tag des Alleinseins, und wenn sich die Vertraulichkeit in gleicher Weise steigerte, so eröffneten sich ja für die Zukunft angenehme Aussichten.

Da sah er nun die Folgen seiner gestrigen Schwäche.

„Was fällt dir ein!“ donnerte er, „hast du vergessen?! ...“

Sprachlos stand sie da, einen langen Blick voller Bitterkeit warf sie auf ihn. „Ja, du scheinst vergessen zu haben,“ sagte sie mit thränenersäufelter Stimme und wandte sich zur Thür.

„Fullonica!“ rief Phryx bestürzt und stürmte

ihr nach, ergriff sie bei der Hand und zog sie in das Zimmer zurück. „Nur nicht weinen, du! Nicht weinen! . . .“ flehte er, aber umsonst, denn schon hatte sie die Schleusen ihrer Thränenflut geöffnet, und nun gab es eine wahre Überschwemmung. Phryx bat und bettelte, da bemeisterte sie ihre Gefühle und wurde ruhiger.

„Hättest du mir etwas zu sagen?“ fragte Phryx.

„Wie vieles! Ach, wie vieles!“ schluchzte sie.

„Nun, was denn?“

„Es ist so sehr nötig, Phryx, daß wir einträchtig zusammenhalten! Die Herrin ist tot! Die Villa verbrannt! Siehst du, wir müssen ernst erwägen, was wir anfangen sollen. Nulus ist an allem schuld. Ich habe schreckliche Sachen gehört.“

Phryx hielt sich den Kopf. „Entschuldige, kein Wort hab' ich verstanden. Die Herrin sei tot, sagst du?“

Fullonica nickte. „Nulus hat die Villa in Brand gesteckt. Von Bajae kamen die Leute zum Löschen. Die Sklaven waren aber alle schon fort. Die Leute von Bajae hörten um Hilfe schreien und zwar aus einem der brennenden Ställe. Sie wollten einbringen, die Thür war zugeschlossen. Sie schlugen sie ein und fanden, halb erstickt, mit Brandwunden bedeckt, den Prokurator Statius gebunden am Boden liegend. Sie trugen ihn ins Freie, kein Wort bracht' er heraus. Sie suchten nach der Herrin und fanden sie nicht. Sie soll in den Flammen

umgekommen sein. Als Statius zu sich kam, und sie ihn mit Fragen bestürmten, schüttelte er den Kopf und sagte, vor die Richter sollten sie ihn bringen. Das that man rasch, denn man sah, daß er an seinen Brandwunden bald sterben würde. Statius gestand, Aulus habe ihn durch hohe Versprechungen verleitet, das Ergastulum zu öffnen; nicht die Sklaven, sondern Aulus und seine Genossen steckten das Haus in Brand. Beim Anlegen des Feuers hat Statius geholfen und ist dann plötzlich von den Gefährten des Aulus ergriffen, gebunden und in einen Stall gesperrt worden, den sie dann auch anzündeten. Vor seinem nahen Tode wollte Statius durch sein Geständnis sein Gewissen erleichtern. Aulus ist verschwunden, die Sklaven sind alle fort, nur wir zwei sind ganz allein zurückgeblieben.“

Fullonica hielt ein, um zu hören, was Phryx zu alledem sagen würde; er stand aber ruhig da, den Zeigefinger an die Nase gelegt und dachte nach.

„Wie du nur so ruhig sein kannst!“ . . . sagte Fullonica ungeduldig.

„Natürlich, wenn's nach dir ginge, müßt' ich nun auch gleich mit Jammern und Schreien anfangen, damit mir nur ja nichts Vernünftiges einfällt . . .“

Ist er nicht ein Gott an Vernunft, dachte sie. Ein wahres Glück, in so schwerer Zeit solch einen Rückhalt zu haben.

„Du sagst,“ begann Phryx, „das Ergastulum sei geöffnet worden, die Sklavenschaft fortgezogen.“

Kannst du mir sagen, wohin? Werden die Entflohenen nicht ergriffen werden? Wartet ihrer nicht schwere Strafe?"

„Ja, Phryx, das ist das Einzige, was ich bei der ganzen Sache nicht verstanden habe, obgleich die Leute davon am meisten sprachen. Ein Fechter, sagen sie, hat sich befreit mit seinen Genossen und hat alle Sklaven herbeigerufen, mit ihm auf den Vesuv zu ziehen. Aus ganz Campanien, ja ganz Italien strömen sie herbei, um mit dem Fechter den Berg zu besteigen. Was sie nur dort wollen!?"

„Na — die schöne Aussicht genießen, Fullonica.“

„Nein, du! Bitte, lieber Phryx, sei doch ja ernst jetzt! Es ist eine so entsetzliche Zeit! Denke dir, eine Vestalin ist geflohen! Aus der Stadt entflohen!! Furchtbares Unglück steht bevor! Ich lasse dich jetzt allein. Überlege du, was wir anfangen sollen. Ich bin in schwerer Sorge um unser beider Schicksal!“

„Um unser Schicksal,“ murmelte Phryx. „Sehr gut! Sind wir vielleicht schon verheiratet?! Berechne dich nur nicht zu sehr, Fullonica . . .“

II.

Die lachende Frühlingssonne bestrahlte ein buntbewegtes Leben, das die sonst so ländlich stille Stadt Nola durch- und umflutete. Wer von den nahen Hügeln das Getriebe überblickte, der konnte meinen, die ganze Welt sei auf der Wanderschaft, denn auf den Feldern, welche die Stadt umgrenzten, lagerte eine nach Tausenden zählende Menge. Unter dieser sah man vorwiegend die dunkle Sklaventracht, hier aber tauchte auch ein langes, orientalisches Gewand auf, das eine hohe, langsam schreitende, turbanbedeckte Gestalt umschloß, dort ein Wolfsfell, dessen blonder Träger fest die blauen Augen Umschau halten ließ, — der hatte gewiß am grünen Rhein einst fröhlich gejagt. Fremdartige Laute von hundert verschiedenen Sprachen schwirren durcheinander.

Alle diese Menschen folgten dem Aufrufe des Thrakers Spartacus. Schon begann Rom diesen Namen zu fürchten, denn drei Feldherren hatte ihm der Sklavensführer trotz mangelhafter Bewaffnung der Seinen geschlagen. Jetzt aber verfügte er bereits über ein wohl ausgerüstetes Heer; ganz Süd-Italien, sowie Campanien war

in seiner Hand, und der Zuwachs seines Heeres steigerte sich täglich. Auch die Stadt Nola hatte er genommen, sie war jetzt das letzte Standquartier der Sklavenzüge, die seinem an der nahen Küste aufgeschlagenen Lager zuströmten.

In bunten Gruppen bei einander saßen und lagen nun alle diese Menschen, die, fernen Ländern entsprossen, sich jetzt hier auf dem Wege zur Freiheit begegneten.

Etwas abseits unter den niederhängenden Zweigen einer Weide sah man zwei Menschen auf dem schwellenden Grase hingestreckt. Den goldblonden Kopf auf die Linke gestützt, lag dort die üppige Gestalt einer hochgewachsenen Frau. Wie sie da lag mit ihren schlanken Gliedern, deren herrliche Formen ein schlichter, grauer Mantel deckte, und mit heller Stimme auflachte, schien sie eher ein auf seinem Grund und Boden sich ergötzender Glückselbster, als ein vertriebenes Menschenkind. Die fast frohlockende Goldfarbe ihres krausen, reichen Haares, das in einem mächtigen Knoten ihr Haupt schmückte, ihre blitzenden, hellen Augen, die Purpurglut ihrer weichgeformten Lippen liehen ihrer Erscheinung den Ausdruck jauchzender Lebensfreude. Ihre Laune schien alledem zu entsprechen, denn der neben ihr in beträchtlicher Länge hingestreckte Begleiter erschütterte ab und zu die Luft mit donnerndem Lachen. So aber lachte nur ein Mensch auf der weiten Welt, und das war Phryx.

„Ach,“ sagte seine Begleiterin, „deine Geschichte ist gut! Ha, ha! Ein Jahr meines

Lebens gäh' ich, könnt' ich das Gesicht der ver-
liebten Fullonica sehen, wie sie das Frühstück
bringt und den lockeren Vogel nicht mehr vorfindet.
Beim Herkules, die Welt ist lustig und so reich an
Spaß, daß man lachen könnte von früh bis spät!“
Sie hielt ein und sah mit ihren hellen Augen
umher. Um einen Ton blasser werdend sagte sie:
„Was wollen denn die Leute?! Was giebt es denn
hier an uns so Besonderes zu sehen?!“

Sie strich mit der Hand über die Stirn.

„Sieh, wie sie herzeigen,“ sagte Phryx, wie
sie die Köpfe zusammenstecken! Was wollen sie
von uns?!“

Seine Gefährtin zuckte die Achseln. „Steh'
auf,“ sagte sie, „und erkundige dich, wie lange
hier Raft gemacht wird, und wie weit wir noch
bis zum Lager des Spartacus haben.“

„Werd' ich dich wiederfinden?“ fragte Phryx
und sah seine Genossin mit strahlenden Blicken an.

„Ich bleibe hier liegen, Phryx.“

„Gut.“

Er ging und kehrte bald darauf zurück, aber
mit zögernden Schritten und einem erschreckt-
verlegenen Gesichtsausdruck.

„Nun, wann brechen wir auf?!“ rief seine
Gefährtin mit etwas erzwungener Unbefangenheit.

„Man wartet nur auf die Abgesandten des
Spartacus, die unserem Zuge entgegen kommen,
um ihn ins Lager zu geleiten. Man sagt, wir
würden mit vieler Feierlichkeit erwartet.“

„So“ — Sie sah forschend zu ihm auf und
bemerkte seine Verlegenheit, es flammte über-

mütig auf in ihren Augen. „Seh' dich doch!“ sagte sie im leichtesten Tone.

„Nein, danke!“ erwiderte Phryx sehr bestimmt mit einem scheuen Seitenblick auf die zahlreichen Gruppen Beobachtender, die rings umher standen, und aus deren erregten Blicken und Gebärden man unschwer erkennen konnte, daß Phryx und seine Kameradin Gegenstand ihrer lebhaften Erörterung waren.

Von der Landstraße her erklang jetzt ein Signal, bald erschien ein Reitertrupp auf reich geschmückten schneeigen Zeltern. Das kostbare Gewappen der Krieger funkelte im Sonnenglanz. Als die Reiter herangekommen waren, wurden sie mit Jauchzen von der Menge empfangen, die dann unter tiefem Schweigen die Botschaft des Herolds entgegen nahm. „Spartacus und die Schar der Seinen heißen euch willkommen! Freudig erwarten sie die Ankunft ihrer Brüder!“ Raum war der Jubel verhallt, den diese Botschaft erweckte, als mitten unter der Menge sich ein Tumult erhob. Von allen Seiten drängten die Menschen herzu, zu hören, was es gäbe.

Von einem Haufen schreiender Männer umgeben stand Phryx mit seiner Genossin. Mit verschränkten Armen lehnte die letztere an den Baum und sah mit großen unbewegten Augen auf die erregte Menge; ein spöttisches Lächeln umspielte ihre Lippen, als Phryx eben mit einem zierlichen Seitensprunge die Flucht ergriff und spurlos im Gedränge verschwand.

„Heraus mit ihr!“ brüllte der Haufe. „Ergreift sie! Tötet sie! Sie muß sterben!“

„Meint ihr mich?!“ fragte das Weib, hochaufgerichtet, mit flammenden Augen trat sie den Andringenden entgegen.

Unwillkürlich wichen die Nächststehenden einen Schritt zurück und blickten verblüht auf ihre hohe Gestalt.

„Meint ihr mich?!“ wiederholte sie mit hocherglühenden Wangen.

„Sie ist Bestalin!“ schrie eine Stimme. „Aus dem Tempel entflohen! Eine entlaufene Bestalin! Schlagt sie tot! Sie muß sterben!“

Furchtbarer Tumult brach los, mit erhobener Art stürzte ein Knecht auf die Fremde zu. Eine nervige Faust riß ihn zurück, die Menge stob auseinander; der Herold des Spartacus und die Reiter sprengten heran.

„Ist es wahr?“ fragte der Herold, „kommst du aus Rom?“

„Ja.“ Weithin hörte man des Mädchens entschlossene Antwort.

„Bist du eine Bestalin?“

„Gewesen bin ich's! Ja!“

„Tötet sie!“ Ein Wutgeheul gellte dieser Ruf aus tausend Kehlen. Der Herold hob die Hand, Schweigen trat ein.

„Töten wollt ihr mich!“ sagte die Bestalin mit bebenden Lippen, „ich komme ja zu euch, um zu leben! Dem Ruf des Thrakerfürsten folge ich wie ihr, der allen Gefesselten galt . . .“

„Sie lügt! Sie lügt! Sie war nicht Sklavin! Sie war Priesterin!“ . . .

„Hört mich doch!“ schrie das Mädchen.

„Sie lügt! Schlagt sie tot!“

Der Herold schuf Ruhe, er winkte mit der Hand; ihn fest ansehend, kein Auge von ihm wendend, als verschmähe sie es, fürder ein Wort an die Menge zu richten, sagte die Priesterin: „Ich habe Ketten getragen, wie jene, freiheitslos war ich, wie sie. In einem Tempel vergraben verlor ich meine Jahre; eines Götterphantoms und seines fahlen Feuers Sklavin bin ich gewesen! In einem Kerker schmachtete ich, war willenlos gefangen! Des Thrakers, eures Befreiers Ruf drang auch zu mir, und ich machte mich los unter Gefahr eines furchtbaren Todes. Daß das kein Frevel ist, weiß ich, denn ich entfloh einer Gottheit, die nie gewesen, die nur dem armseligen Hirn eines Thoren entspringen konnte, wehrte sie uns doch alles, ohne das wir besser nicht geboren wären! Sie wehrt uns glücklich zu sein! Zur Glückseligkeit aber sind wir geboren, nicht zum Entbehren und zur Trauer. Da bin ich, macht mit mir, was ihr wollt, ich fürchte euch nicht! Aber — der Freiheit, sag' ich euch, seid ihr nicht wert, denn eure Herzen sind eng wie eure Kerker waren! Ihr seid zu klein, um frei zu werden, zu klein, den Göttergedanken zu erfassen, der euch zusammenführt!“ . . .

Dröhnender Beifall folgte ihren Worten, er kam von den ungefügen Händen einer Schar handfester Gesellen, die sich an den Herold herangedrängt hatten und aus deren Mitte ein ungeheuer großer und dicker Orientale in prächtigen

seidenen Gewändern, in einem purpurnen Ärmelrock und tricotartigen Hosen auftrug. Während der Herold noch überlegte, was er angesichts der murrenden Menge antworten sollte, drängte sich der Dicke vor, so daß er zwischen dem Herold und der Vestalin stand, seine Freunde um ihn her.

„Herold,“ radebrechte er in einem unmöglichen Latein, „ich heiße Mornax und komme aus Sydien mit diesen meinen Freunden und einer schweren Menge Geld“ . . .

Er schlug auf seine Tasche, in der es von Golde klorrte. Lautes Gelächter erhob sich rings, er wandte sich zur Menge mit seinem dicken bärtigen Gesicht: . . . „wie gesagt mit einer schweren Menge Geld. Es wird eurer Sache nicht schaden, wenn auch ein paar Besizende sich daran beteiligen. Armut ist ja ganz schön, aber bar Geld schändet auch nicht. Ich traue euch so viel Verstand zu, daß ihr das einseht. Dies nebenbei. Was diese Jungfrau betrifft, so nehme ich sie hiermit unter meinen besonderen Schutz und unter den meiner Freunde; seht euch unsre Fäuste an und respektiert sie. Wir wollen nichts anderes, als euch vor einer gediegenen Dummheit bewahren, denn eine solche wäre es zweifellos, wolltet ihr den Göttern eurer Peiniger dieses bildschöne Opfer schlachten.

„Solche Geschenke hat diese Götterbande nicht um euch verdient, wahrhaftig nicht!

„Schöne Vestalin, bis wir in das Lager

kommen, steh' ich dir dafür, es wird dir kein Haar gekrümmt; im Lager jedoch, denk' ich, wird Spartacus in deiner Sache so sprechen, wie ich hier. Bist du zufrieden, Herold?" . . .

Der Herold nickte lächelnd Gewährung, und das Murren der Menge verstummte.

II.

Zu Füßen des Vesuv nächst der Küste war eine gewaltige Arena errichtet worden. Auf hügeligem Gelände stand sie, terrassenartig aufsteigendes Fels-
gestein trug langgestreckte Bänke, die von kostbaren Teppichen bedeckt waren. In der unter-
sten der Sitzreihen war ein Thron errichtet, der von Gold und Marmor glänzte und mit schwerem Purpur behangen war. Blumengewinde rankten an den Säulen seines Baldachins empor. Gelber Sand bedeckte den Kampfplatz. Die Felsen, die ihn umschlossen, waren wie zwei Arme, welche der Strand dem Meere sehnsüchtig zustreckte. Dieses lag drunten vor den Augen der entzückten Zuschauer sonnenbeschienen, goldglitzernd, tiefblau wie der Himmel darüber dehnte es sich fern draußen in festlicher Ruhe. Heute verlor sich die See nicht in schwermütiger Unendlichkeit ins Grenzenlose, nein, drüben am Horizonte türmten sich schneeige Wolkengebirge, die scharfkantig in das Aetherblau hineinschnitten. Ernst blickte der rauchende Vesuv hernieder, links lachte in seinen Märchenfarben das Eiland Capri, und über dem himmlischen Bilde schwebte der süßliche Glanz und Flimmer.

Bald waren die unabsehbaren Reihen von einer festlich geschmückten Menge besetzt, die in freudigem Gemurmel ihr Entzücken über das in aller Stille mit so vieler Pracht hergestellte Theater zu erkennen gab.

Wie hatte sich in kurzem doch so unendlich vieles geändert! Die kleine Schar verzweifelter Fechter war zu einem Volke geworden, von dem nur ein geringer Teil den mächtigen, glanzvoll geschmückten Schauplatz der Spiele bis auf den letzten Platz füllte. Da war von Armut und Elend, wie sie wohl die weltbeherrschende Stadt Rom in ihren weiten Proletarierquartieren zeigte, nichts zu sehen, nichts sah man als reich und festlich geschmückte Menschen. Kein Wunder, zehn blühende süd-italische Städte hatten bereits dem siegreichen Sklavenheere schweren Tribut zahlen müssen.

Der Circus ist bis auf das letzte Plätzchen gefüllt, der Beginn der Spiele jedoch verzögert sich noch; ungeduldig, aufgeregelt behandelt diese vieltausendköpfige Menge in hastigen Gesprächen die Frage: Kommt der Feldherr in die Arena? Es war bekannt, daß Spartacus gegen die Abhaltung dieser Kampfspiele sehr eifrig gewirkt, aber endlich dem Andringen einflußreicher Führer nachgegeben und die Spiele gestattet, sein persönliches Erscheinen bei dem Feste jedoch hartnäckig verweigert habe. Dies hatte im Sklavenheer viel böses Blut gemacht, denn die Gladiatorenkämpfe, welche die in den letzten Schlachten gefangenen römischen Centurionen dem siegreichen Heere der

ehemaligen Cirkusfechter vorführen sollten, galten dem Sklavenheer als der feierlichste Triumph über die niedergeworfene Macht ihrer einstigen Bedrücker.

Plötzlich verstummt dieses surrende Gemurmel, dieses Meer von Köpfen wendet sich, von den Sizen erheben sich die Reihen, — Spartacus betritt den Platz.

„Das ist der Feldherr?!“ fragten die erstaunt, die ihn zum erstenmale sahen; sie schienen arg enttäuscht. — Spartacus' gebietende Gestalt schmückte kein Purpurmantel, seinen herrlichen Kopf deckte kein goldblitzender Helm, der Mann, vor dem Rom, vor dem Italien zitterte, kam in dem grauen Fächerkittel. Seltsam stach der Feldherr ab gegen all den Glanz ringsum. Jetzt, da Spartacus in die Arena getreten, halten die Seinen nicht mehr zurück, und die ihn leuchtenden Blicke und pochenden Herzens kommen sahen, alle die Tausend und aber Tausend von ihm Befreiten, von ihm Erlösten, von ihm zum Siege Geführten, die jauchzten nun begeistert auf und jubelten ihm zu in lautem Heilsruf.

Über Spartacus' tiefernste Züge flog ein sonniger Strahl, ein mildes Lächeln. Dies in seinem Gesicht so selten gesehen, riß die Masse zum anderenmale hin zu jubelndem Zuruf, und dröhnend hallte von den Felsen sein Name wider. Er aber hatte bald einen Sitz mitten unter der Menge gewählt, da nötigten sie ihn auf den blumengeschmückten, purpurbedachten Thron, den er mit befremdeten Blicken besah, und widerstrebend mußte er ihn nun besteigen.

Die kriegerischen Töne eines Marsches erklingen jetzt, ein Festzug erschien, eröffnet von einer Abtheilung Bogenschützen, denen eine Schar schwer bewaffneter Reiter in glänzenden Rüstungen folgte. Danach eine Unzahl fürstlich aufgezügelter edler Rosse beladen mit den kostbarsten Beutestücken, Gold- und Silbergerät, geführt von Männern aller Nationen, die im Sklavenheer vertreten waren. In ihrer Landestracht kamen sie daher, ein jeder mit jauchzendem Geschrei begrüßt von seinen Stammesgenossen. Dann schreiten Jünglinge, Mädchen und Kinder, bunt geschmückt und bekränzt einen Reigen, während ein Sängerkhor eine getragene Weise anstimmt. Nun folgt ein goldener Wagen von acht weißen Berberrossen gezogen, gelenkt von einem Weibe hohen Wuchses, dem das Gewand in schneeigen Falten wallt. Die wundervollen, entblößten Arme der Vestalin schmückt kein Reif, keine Schnalle den Gurt, keine Spange das Haupt, doch aus den begeisterten Augen blitzt ein zündender Strahl, auf dem Schwerte, das ihre Rechte empor-schwingt, flammt in goldenen Lettern das Wort 'Freiheit'.

Mit gesprengten Ketten umschwärmen den Wagen erlöste Sklaven, die einen brausenden Hymnus singen, und während ein Blütenregen auf dieses Wunderbild niederfällt, bricht die Menge in wildes und rasendes Beifallstoben aus.

— Von Festordnern halb geschleppt, halb getragen, erscheinen die zum Gladiatorenkampfe

bestimmten dreihundert Römer auf dem Platze, alles gefangene römische Militärtribunen und Centurionen. Bei ihrem Anblick steigert sich das tobende Jauchzen der Menge bis zum Wahnsinn. Man springt auf die Bänke, man fällt einander in die Arme, andere schwingen geballte Fäuste, brüllen Schimpfworte, ein Fanatiker springt von der ersten Terrasse auf den Kampfplatz herunter und wirft sich schreiend mit gezücktem Messer auf den ersten Centurio und wird nur mit Gewalt verhindert, ihn zu durchbohren. Die ganze Verzweiflung eines schmachvollen Todes ist in den Mienen der Römer zu lesen, in stumpfem Hinbrüten stehen sie und werden von den Aufsehern vorwärts gestoßen. Nun erklingt das dumpfe Signal der Tuba, zwanzig Römer stehen einander gegenüber, alle an den Händen gefesselt.

Das erste Paar wird der Fesseln entledigt, man giebt ihm Schwerter in die Hand, und da der Kampf beginnen soll, stößt jeder Fechter sich das eigene Schwert in die Brust.

Betroffen stußt die Menge, düster blickt Spartacus.

„Die nächsten zwei!“ gellt es rings.

Man entfesselt das zweite Paar, es empfängt das Schwert, auch diese Beiden bringen sich die Todeswunden bei.

Wütend tobt die Menge und schleudert Flüche auf die in ihrem Blute liegenden Römer.

„Eisen herbei! Brennt sie! Glühende Eisen herbei!“

Rohe Hände schütteln die blutigen Leiber, steif sinken sie zurück.

„Die nächsten zwei!“ brüllt es rings.

„Die nächsten zwei! Wehe ihnen, fechten sie nicht. Zerreißt sie!“

Die Arena erzittert von dem Wutgeschrei und dem Stampfen der erregten Zuschauer.

Da steigt von der Terrasse ein Jüngling auf den Kampfplatz hernieder, durch das wüste Geschrei vernimmt man einen Angstruf:

„Was thust du, Amatus!“ Die Menge stutzt und sieht betroffen nieder auf den Mann, der mit erhobenem Haupte mit großen glänzenden Augen wie ein Seher jetzt in ihre Mitte tritt. Nun steht er unten auf dem gelben, blutgetränkten Sande, er hebt die Hand, und jäh verstummt die Menge, ein tiefes, heiliges Schweigen ringsumher . . .

„Brüder! Die einst auf gelbem Cirkussand gemartert wurden, sitzen heut rings in den weiten Reihen und blicken nieder im Hochgefühl der Freiheit auf diese, ihre einstigen Herren, die hier gefesselt stehen. Wunderbar hat sich's begeben, und eine neue Zeit hob an. Ihr, die erwählten Söhne dieser neuen Zeit, zeigt nun, daß ihr sie ganz versteht! Beweist, daß diese Zeit nicht schlecht gewählt in ihren Söhnen, und daß das Schicksal in dem schlichten Stoff den hohen Wert ganz götterhaft erkannte. Jetzt zeigt der Welt, daß nicht nur euer starker Arm zu siegen weiß, nein, Brüder, euer Herz soll jetzt erst siegen, soll Mitleid zeigen, Brüder, Großmut,

Liebe! Werft hin das Schwert, sie sollen es erfahren, daß solch ein Leiden, wie wir's mit tausend Thränen trugen, edler macht und besser. — Löst die Fesseln dieser Männer! Sprecht zu den Gefangenen: Geht jetzt hinaus, die ihr hier zitternd steht! Geht nun hinaus und sagt den Menschen: Seht, so thaten die, die einst vor euch geblutet!“ . . .

Stumm lauscht die Menge diesen Worten und nimmt sie schweigend auf. Einer aber hört sie mit geröteten Wangen. Freudestrahlend springt Spartacus von seinem Throne, er steigt mit gebietenden Schritten die Stufen hinab, er zieht sein Schwert, das Tausende erlöste, und durchschneidet die Fesseln der Tribunen und Centurionen. Er faßt die Rechte des Jünglings, der gesprochen, und drückt sie innig, dann ruft er den befreiten Römern zu: „Ja geht! Erzählt der Welt, was euch geschah!“

Ein Kopfschütteln geht durch die Reihen, mit großen verständnislosen Augen blicken sie einander an . . .

IV.

Eine unermessliche bewegte Menge durchflutet das Lager des Sklavenheeres, das mit seinem Meer von Zelten weithin sich erstreckt. Laut hallen die Rufe der tausend Krämer, die zwischen den endlosen Zeltreihen ihre Niederlagen aufschlugen und ihre Waaren in allen Sprachen der Welt dem reichen Sklavenheer anpreisen. Da sieht man spanische Wolle, chinesische Seide, bunte Gläser, Leinwand aus Alexandria, Wein und Austern von den griechischen Inseln, Käse von den Alpen, Seefische des Schwarzen Meeres, Heilkräuter aus Sicilien und Afrika, arabische Spezereien und Parfüms, Perlen und Smaragden vom Uralgebirge, kostbares Holz vom Atlas. Was irgend in den eleganten Magazinen der Hauptstraßen Roms den Herren der Welt als Tribut des unterjochten Erdenrunds derzeit sich bot, das fanden die Herren von gestern, die vor Wochen noch gefettet in den Ergastulen geschmachtet, als Huldigung ihrer jungen Herrlichkeit vor ihren Zelten ausgebreitet. Die reiche Beute ihres Siegerschwertes setzte sie in Stand, ihre neue Freiheit mit all diesen Dingen bunt zu schmücken. Flötenschall, Zitherspiel und Gesang

tönt aus den Zelten, auf einem freien Platz drängt sich die Menge, um den üppigen Tänzen schlanker Syrerinnen zuzuschauen, trunkene Kehlen singen übermütige Zechlieder; Leben und Lebensgenuß allüberall.

Einen Handelsmann, der einen Korb mit Sandalen feil hielt, umstand ein weiter Kreis von Menschen. Seit zehn Minuten feilschte ein Athiopier um ein Paar purpurverschürter Schuhe. Ungeduldig ließ der Händler seine Augen umherschweifen, während der schwarze Käufer noch einmal die Schuhe nach allen Seiten drehte und wendete. Da plötzlich rafft der Handelsmann seinen Korb vom Boden, reißt dem langweiligen Käufer die Schuhe aus der Hand und, den Kreis der umstehenden Gaffer durchbrechend, stürmt er mit seiner Waare fort und verschwindet im Gedränge. Lautes Gelächter schallt hinter ihm drein, der Schwarze flucht, der Händler aber rennt, so rasch er kann, vorwärts, bis er atemlos ein Mädchen erreicht, das eilig seinen Weg durch die Menge nimmt. Jetzt zupft er sie am Kleide, sie wendet sich hastig um, und ihre großen, lichtgrauen Augen erstarren, mit halb geöffnetem Munde steht sie da und staunt den sonnengebräunten schwarzlockigen Händler an.

„Fausta!“ ruft er atemlos. Sein junges Gesicht strahlt vor Freude.

„Du, Celer?!“ mehr bringt das überraschte Mädchen nicht heraus.

Einen Moment noch läßt der Handelsmann

seine leuchtenden Blicke auf diesem blassen, edlen Gesicht ruhen, das das braune Haar wellig umrahmt, dann ruft er: „Fausta! Fausta! Acht lange Tage hab' ich vergeblich am Cirkus Maximus gestanden, dein Platz blieb leer, wo du sonst seit Jahren deine Veilchen und Rosen neben mir feil hieltest. In ganz Rom hab' ich nach dir herumgefragt, auch in deiner Wohnung zuletzt — vergeblich. 'Mit Flaccus verschwunden,' mehr wußte niemand zu sagen. Du fehltest mir, es litt mich in Rom nicht mehr. Auch ich ging fort. Ins Sklavenheer verschlagen find' ich dich nun! Wie kommst du hierher? Was suchst du hier? Wo ist Flaccus geblieben?“

„Ach Celer,“ seufzte das Mädchen und lächelte schmerzlich, „ich glaube wohl, daß du dich wunderst, als ich zum erstenmale des Morgens an meinem alten Standorte ausblieb; — mit schwerem Herzen, Celer, blieb ich aus. Seit Jahren hatte ich dort meine gute Kundenschaft und ehrliches Brot für mich und den Blinden . . .“

„Weshalb bleibst du denn fort, Fausta?“

„Um Flaccus.“

„War er krank?“

Fausta schüttelte den Kopf. „Du kennst ihn nicht. Ich aber wußte längst, es nagte ihm am Herzen, unthätig zuhause zu sitzen in unserer elenden Bodenkammer und zu warten, bis ich abends todmüde nachhause kam, die paar Sesterzen in der Tasche, die mein Blumenhandel abwarf, und von denen wir beide unsern Unterhalt be-

stritten. Der Kummer darüber, daß er von meiner Arbeit lebte, brachte Flaccus auf die absonderlichsten Gedanken. Eine Flöte mußte ich ihm kaufen, Celer, ganz ohne Lehrer fing er an, sich die Griffe zu suchen, mühselig begann er Lieder und Melodien zu üben, von früh bis spät quälte er sich in unsrem heißen, dunstigen Bodenverschlage und nach einem Vierteljahr, eines Morgens, spielte er mir ein Duzend Lieder, die er den Kindern abgelauscht, Volksgejänge, Theatermelodien fehlerlos vor. Ich staunte. Sodann aber verlangte er von mir, ich sollte ihn vor das Capenische Thor führen, wo der Verkehrsstrom der appischen Straße vorüberzieht. Zu welchem Zweck wollt' er nicht sagen. Als ich ihn, seinem Drängen nachgebend, hingeführt, stellte er sich unter eine Pinie, zog die Flöte aus der Tasche und setzte sie an die Lippen als blinder Bettler an offener Straße zu musizieren, er — er, Flaccus, der Stolze — Unbeugsame . . .

„Mir zog sich das Herz zusammen; da stand er, die Flöte am Munde, die Muskeln in seinem hageren Gesicht zuckten und spielten wie im Krampf, — keinen Ton bracht' er heraus. Er biß das Mundstück des Instrumentes durch, die hellen Thränen liefen über sein Gesicht, stumm führt' ich ihn nach Hause. Nun saß er wieder in unserer Kammer in grübelnden Gedanken, und als ich eines Abends heimkam, stürmt' er mir mit brennendem Gesicht entgegen und erzähl' mir, fortwährend erregt sich überstürzend,

von dem Siegeszuge der Sklaven, von Spartacus und den Fektern; eine neue Zeit sei angebrochen, und es litte ihn nicht mehr in Rom, und zum Besuv, zum Sklavenheer sollt' ich ihn bringen. Ich fragte ihn, was er dort wollte. Nur hin wollte er. Dort sein, miterleben, was sich da begeben. Unablässig sprach er hiervon. Vergebens stellt' ich ihm vor, daß ich dann meinen kleinen Blumenhandel, der uns erhielt, aufgeben und in Stich lassen müsse. „Das gerade will ich!“ brauste er auf, und nun sei nicht Zeit, Blumen feil zu halten. Hundertmal hielt ich ihm die Gefahren vor, denen wir uns aussetzten, er ließ nichts gelten. Mit schwerem Herzen gab ich ihm nach, nahm unseren Sparpfennig und schlug mich mit Flaccus trotz hundert Mühseligkeiten und Hindernissen bis Capua durch. Die Sklaven nahmen uns auf; wir hatten Obdach und Nahrung. Ich war so froh! Nun aber sucht mich größere Sorge heim. Die Reizbarkeit des Blinden wurde täglich schrecklicher, alles verdroß, alles erregte ihn. Flaccus' lebhafter Geist fand auch hier im Sklavenheer nicht, was er hoffte, Betätigung nämlich, und so ergriff ihn gärende Mißstimmung. Mit scharfem Ohr lauschte Flaccus umher, und wo der Hauch nur einer Unzufriedenheit im Lager war, da war auch Flaccus und bald hatte er eine ganze Schar von Gesinnungsgenossen um sich gesammelt. Er, der Blinde, den Gnade und Erbarmen in diesem Lager aufgenommen, er schürte hier den Zwist. Der Keltenführer Arizos, der ehrgeizige, neidische

Unterfeldherr des Spartacus, wurde mit Flaccus bekannt, und in endlosen Beratungen haben sie nun vorbereitet, was eben geschieht, die erste, offene Rundgebung gegen Spartacus. Da lies! Flaccus hat diesen Text verfaßt."

Fausta war vor einer Cypresse stehen geblieben, deren schlanker Stamm ein Plakat trug.

Celer las:

„Genossen! Die Sache der Freiheit ist in Gefahr! Die Führung des Sklavenheeres erweist sich als unzulänglich für die Erreichung unserer hohen Ziele. Reformen in der Leitung des Heeres sind dringend und unabweisbar. Wer unsere große Sache vor dem gewissen Verderben retten will, der komme zu unserer Beratung, die auf der Freitreppe des Artemistempels, nächst dem Zelte des keltischen Unterfeldherrn Krixos an den Jden des April nachmittags um die achte Stunde stattfinden wird.“

Celer schüttelte den Kopf.

„Solches treibt er!“ sagte Fausta seufzend. „Eben will ich hin zu dieser Versammlung. Mir ist so bange, daß ihm etwas zustoßt.“

„Ich gehe mit dir. Darf ich?“ fragte Celer.

„Komm!“ sagte Fausta.

Sie hatten nicht weit zu gehen, drüben ragte die zerfallene Mauer des Dianatempels auf, erregtes Stimmengewirr kam von der breiten Freitreppe, die von Menschen voll besetzt, und in weitem Kreise dicht umstanden war. Oben, unter der Säulenhalle des Tempels, stand der

untersezte, struppige Kette Kriros mit dem Stoppelbart in voller, blinkender Rüstung, im vergoldeten Brustharnisch, vom Helme wehte ihm der purpurne Rosschweif; soeben hatte er, unter hundert Verdächtigungen des großen Sklavenbefreiers Spartacus, mitgeteilt, daß er mit der ganzen Menge seiner keltischen Landsleute sich von dem Sklavenheer trennen und selbständig einen großen Angriffszug gegen Rom zu unternehmen entschlossen sei. Jetzt, da Kriros geendet, wedte der lärmende Beifallsruf seiner Anhänger bereits merkliches Murren und lauten Widerspruch. Kriros hatte in seiner abgehäcften, hämischen Art zu sprechen, nichts Hinreißendes. Zähneknirschend, die Hand am Schwertgriff stand er jetzt da oben und hörte den heftigen Angriff eines spanischen Fechters an, der in leidenschaftlicher Gegenrede dem Kriros neidischen Ehrgeiz vorwarf und, unter dem hellen Jubel seiner Anhänger, mit der Drohung schloß, den aufrührerischen Unterfeldherrn Kriros beim Spartacus der Meuterei bezichtigen und seine sofortige Verhaftung bewirken zu wollen.

Ein ungeheurer Tumult erhob sich nun. Einige heißblütige Kelten drangen fluchend und tobend auf den Spanier ein, den eine schützende Phalanx von Anhängern umgab. Schwerter blitzten auf, lautes Wutgeheul erhob sich. Im nächsten Moment mußten die Parteien thätlich aneinander geraten. Enger schließt sich der Kreis seiner Anhänger um Kriros, der mit trotzig finsterner Miene und aufeinander gebissenen Zähnen,

die Arme verschränkt, in düsterer Ruhe auf den wilden Tumult blickt, dessen Wogen jetzt über seinem ganzen ehrgeizigen Hoffen zusammenschlagen. Da ertönt ein Schrei von der Freitreppe her: „Hört mich an! Hört mich an! Ich beschwöre euch!“

Ist es der Wahnsinn, dessen Dämonengewalt mit einem Schrei so übermächtig wirkt?

Rasende Wut, bannendes Gebieten, zitternde Begeisterung, das alles sprach, das alles — alles schrie, das weinte und jubelte in diesem Rufe: „Hört mich an! Hört mich an!“ . . .

Hundert Fäuste, eben zum Schläge erhoben, sinken nieder, hundert Augenpaare, eben in tödlichem Hasse aufflammend, werden von dem Gegner abgelenkt und wenden ihre Blicke dem zu, der eben seinen Schrei in die Menge geworfen.

Stille folgt jäh dem Tumult.

In der Mitte der Freitreppe steht ein blasser Mann, kaum ein Zwanziger, mit hoher Stirn und einem scharf geprägten Profil. Hoch aufgerichtet steht er da, waffenlos, in einer ärmlichen grauen Tunika, aus großen weitgeöffneten glanzlosen Augen blickt er über die schweigende Menge starr ins Leere, die krampfhaft geballte Rechte liegt auf der stürmisch atmenden Brust. Jetzt spricht er mit tönender starker Stimme:

„Brüder! Gerecht ist der Zorn, den euch das Urteil erregte, das Krivos über Spartacus gefällt. Herrliches hat der Thraker vollendet, nie Geahntes verwirklicht, und mit dankbarem Munde preisen die Söhne von hundert Nationen seinen

Namen. Auch Krivos, ich weiß es, erkennt unseres Feldherrn Größe an, er ist der Letzte, der seinem alten Kameraden aus der Fechterschule zu Capua den Lorbeer entreißen wird. Krivos hat eben starke Worte gebraucht, die einige unter euch erbitterten. Ich aber sage euch, es bedarf manches von dem, was Krivos sagte, tiefer Erwägung. Seht doch umher, wo findet man auf Erden ganz Vollkommenes? Alles Menschliche hat seine Fehler. Auch Spartacus, ein Mensch wie wir, wenn auch ein wahrer Held, hat wie selbst das leuchtende Gestirn, die Sonne, Flecken, die mit dunklen Schatten seine Lichtgestalt uns trüben.

„Wie Spartacus auch sein ganzes Denken auf unser Heil gerichtet, Eins vergaß er uns zu geben, das uns doch unsre Freiheit erst wertvoll machen soll. Und gerade dies, — das Eine — ist's, was wir am heißesten ersehnt, wonach wir am sehnlichsten geschmachtet. Ja, wie groß er vor uns steht, hier klag' ich, den Lebenskelch hat er uns nicht gereicht, hat uns in langen Zügen seinen glühenden Trunk nicht schlürfen lassen, der mit seinen Gluten doch unser armes, langgequältes Herz begeistert hätte, daß wir im vollsten Wonnerausch der Lebensfreude vergäßen, was wir einst so herb gelitten. In unfrem Lager kennt man nur die Pflicht. Der Dienst ist hart, nur kurze Muße wird gegönnt. Der Feldherr führt den Krieg wie gegen einen ehrlichen ebenbürtigen Feind; verbietet Plünderung, hält Kriegszucht, gleich, als hätten wir nur einen erzürnten Nachbar vor uns, der, wann der Krieg

geendet, durch Vertrag besänftigt, seinen Frieden hält. Dies ist ein Wahn! ein Wahn!! Wir haben unsere Peiniger vor uns, die für gefangene Sklaven Kreuze zimmern und kein Erbarmen kennen, fallen wir in ihre Hand. Nach Norditalien, hör' ich, will Spartacus uns führen, viele, die er noch befreien will, schmachten dort in Kerker, dann heißt es, plant er, sein Heer aufzulösen und die Kampfgenossen sicher in ihre Heimat zu geleiten. Was? Das wäre wirklich alles?

„Nein! Wir wollen unsrer Siege Kränze tragen, eh' sie welken! Zu euren Füßen, Brüder, mit grünen Matten zur Ruhe, zum Genuß labend, liegt das Lustgefilde Italien, die Traube winkt, es lockt der rote Mund der Winzerin!

„Glaubt etwa Spartacus, die Zeit zum Siegesjubel sei noch nicht da? Nun gut, so laßt uns erst das Kapitol besteigen, laßt Rom erst seine Sklaven wiedersehen und führet seine schönen Frauen über die Leiber der erschlagenen Herren zum reichbesetzten Tisch! Laßt in der Kurie uns das Siegemahl begehen, die edlen Weltbeherrscher führt zum Kampf in die Arena, — und nun erst lebet! Treibt's wie jene einst! Das heiße Blut laßt euch in Wallung bringen! Berauschet euch an Grausamkeit! Genießt mit trunkenen Augen die Qual der Kämpfenden, heißer noch, als jene einst, denn nun erwacht in euch die Wut, die Bitterkeit, das Rachgefühl, laffet sie den Siegerarm euch leiten! Gedenkter der erlittenen Schmach, der tausend Sünden, der Ströme Blutes! Keine

Gnade, Brüder! Beim Fechterkampf, wann junge Schwärmer von Liebe und Mitleid faseln, jagt sie fort! Jetzt ist's an uns! Jetzt ist's an uns! Jetzt endlich leben einmal wir!"

Ein Jubelschrei braust über die Treppe, ein Sauchzen erhebt sich.

„Nach Rom! Nach Rom! Es lebe Krigos! Auf nach Rom!"

„Heil euch," schreit Krigos, „ihr habt mich jetzt verstanden! Das Zaubern soll ein Ende haben! Wir nehmen Rom! Folgt mir jetzt zu Spartacus! Wir wollen ihm erklären: Krigos führt die Kelten gegen Rom!"

Durch die erregte Menge steigt Krigos die Treppe hinab. Da ruft ihn jemand. „Krigos!" schreit es, wieder in jenem beschwörenden, bannenden, leidenschaftsbebenden Tone, der eben das Schicksal dieser ganzen Beratung gependet.

Krigos bleibt stehen, er wendet sich um und erblickt den Blinden, der mitten auf der Treppe noch an derselben Stelle steht, von der er gesprochen. Mit flammend heißen Wangen steht er da, mit halb geöffnetem Munde lauschend, jeder Muskel gespannt. . . Krigos zuckt die Achseln und steigt schweigend hinab, und hinter ihm ergießt sich die lärmende Menge wie schäumende Meerflut tobend ins Lager.

Der Blinde steht auf der Treppe, die nun vereinsamt liegt. Dies Schweigen um ihn her, da eben sein Flammenwort so dröhnendes Echo erweckt, legt sich eisenschwer auf seine Brust. Die Fieberhitze seiner Wangen weicht, er wird

bleich, seine Züge verzerren sich und weisen nun den Ausdruck wühlenden Schmerzes. Seine hohe Gestalt, eben noch zu Sehergröße aufgerichtet, sinkt zusammen, und statt des menschenbannenden, zaubermächtigen Beschwörers, steht nun ein gebeugter, hilfloser Blinder da, dem selbst der Stab mangelt, die Treppe zu verlassen.

Am Fuße derselben lauschen Celser und Fausta, hastig winkt sie ihrem Begleiter, zu gehen, aber nur widersirebend thut er's. Dann ersteigt Fausta die Stufen und legt ihre Hand dem Blinden auf die Schulter. „Komm!“ sagt sie milde.

Auffchluchzend sinkt Flaccus an Faustas treue Brust.

V.

Aus einem prächtigen Zelte drang Flötenschall und Becherklang, hier stockte der wogende Verkehr des Lagers. Wer lustwandelnd vorüber schlenderte, wer geschäftig vorbeieilen wollte, jeder machte hier Halt oder verzögerte seinen Schritt, um den frohen Klängen zu lauschen.

„Wird wohl heut ein Fest gefeiert dabinnen?“

„Heute? Ach — gestern so wie heute, morgen und übermorgen. Wenn du willst — alle Tage.“

„Wer giebt die Feste?“

„Wer? Du bist wohl ein Neuling hier! Hast vom dicken Mornax noch nichts gehört?“

„Nein!“

„Jedes Kind kennt ihn doch!“

„Der reiche Syder Mornax ist ein lustiger Kerl, der in irgend einem kleinasiatischen Nest ein lockeres Leben führte. Da nun eines Tages von Rom ein gieriger Prokonsul in die Provinz kam, so ein rechter Blutsauger, der den dicken Mornax bald ein gut Theil leichter machte, so sagte der zu seinen Freunden: 'Bin ich nicht klüger, Kinder, ich packe behutsam auf und verdufte, bevor der edle Herr aus Rom mich gänzlich trocken gesetzt hat?' Man fand das richtig und

sie luden alle Kostbarkeiten heimlich auf. Was das Mitnehmen nicht lohnte, ward verschenkt. Bald stand das Haus leer. Nun ging der Lyber zu seinem lieben Freunde, dem Proconsul, und erzählte ihm, er unternähme eine Seereise und kehre in kurzem wieder. Beim Abschiede verkehrte er dem Römer einige fein gesiegelte Krüge. 'Echter hundertjähriger Thier,' hauchte er schwärmerisch, blinkte lüstern mit den Augen und strich mit der Zunge lächelnd über die dicken Lippen; dann drückte er dem Römer die Hand und zog ab auf Nimmerwiederssehen. Freudig holte der Prokonsul die ganze Sippe seiner Freunde herbei und brachte den Wein unter hundert Lobreden auf den reichbesetzten Tisch. Die Herren sollen, — so verlautet's, — nachdem sie von einem entseßlichen Getränk auch nur genippt hatten, mit langen Gesichtern und üblen Beschwerden aufgestanden sein. —

„Mornax aber segelte lustig davon mit den geretteten Schätzen und seinen besten Freunden. Viel trieb er sich umher, wo er das bunteste Leben fand, verweilte er am liebsten. Die Lust an der Ungebundenheit führte ihn in unser Lager, wo er nun jeden Tag ein Fest begeht.“

— Schwere bunte Vorhänge schlossen das Zelt, dem die Düste von edlen Spezereien entströmten. An schlanken, goldglitzernden Säulen hingen in silbernen Ringen prächtige, in allen Farben spielende Wandteppiche auf den mit tiefdunkelroten Decken weich belegten Boden hernieder. Die Wände entlang standen üppige

Polster, die eine lärmende Gesellschaft besetzt hielt. In der Mitte der Tafelreihe lag der umfangreiche Wirt, einen Kranz auf dem kahlen Schädel, zu seiner Rechten die Vestalin und ringsumher Männer und Weiber bunt gemischt, weinerhigt in lärmender Lustigkeit. Dienende eilten hin und her und trugen auf kostbarem Geschirr duftende Speisen herbei.

„He, schöne Chloë,“ rief Mornax, „wie wär's mit einem Tänzchen?! Wo ist Myrrha? Seht, sie sind bereit! Holt die Flötenspieler, Kinder!“

„Jetzt nicht!“ sagte die Vestalin gelangweilt.

„Also nicht. Laßt es! Metella wünscht es nicht.“

Verdrossen biß Chloë die Unterlippe.

„Wo steckt denn Phryx nur?“ rief die Vestalin.

„Man sieht ihn garnicht. Der einzig interessante Mensch hier! Ich hör' ihn zu gern lachen!“

„Er lacht nicht mehr, du ... Er ist sehr still geworden. Man sagt einer Liebe wegen.“

„Das hat er nun davon! Weshalb blieb er der Fullonica nicht treu!“ ...

„Aber Mornax!“

„Was denn?“

„Jetzt hörst du auf, zu trinken!“ rief Metella.

„Ich, aufhören? Wie findet ihr das?“ sagte der Lyder; die Frauen komisch hochgezogen, den Mund vor Bewunderung halbgeöffnet, blickte er mit seinen kleinen, blanken Augen in dem riesigen Vollmonds Gesicht die Tafel hinauf und hinab, daß alles in schallendes Gelächter ausbrach.

„Habt ihr je so ein kluges Gesicht gesehen?“

rief Metella, und warf die Goldlocken, die ihr über die erhitzte Stirn hernieder hingen, zurück.

„Du bist ganz stille!“ rief Mornax. „Du böses Mädchen! Hab' ich dir nicht zwanzig Kleider in allen Farben des Regenbogens geschickt? Du aber kommst in deinem grauen Fegen zu meiner Tafel! Der reine Eigensinn! Denkst wohl, es steht dir! Was?! Siehst du, wie Chloë in lichtblau, oder wie Myrrha in hellgrün, sollst du bei meiner Tafel erscheinen!“

„... Sollst ... sollst ... thust ja gerade, als hättest du mir zu befehlen! Was sich für Chloë schickt und für Myrrha, — weißt du, — schickt sich noch lange nicht für mich ...“ Sie warf das goldblonde Haupt zurück und sah den Lyder verächtlich an.

„Nun — nun“ — machte Mornax und wiegte sein weingerötetes Haupt besänftigend.

„Nun — nun ...“ äffte ihn Metella. „Beim Jupiter,“ rief sie, „wir hätten daran denken sollen, daß er als Faun oder sonst ein Ungetüm im Festzuge erschiene ...“

„Na, also!“ schrie Mornax, „hat sie's doch glücklich wieder auf den Festzug gebracht! Na — nu habt ihr das Zeichen, Kinder, also los! Bitte, nicht alle durcheinander! Immer hübsch nach der Reihe! So. Also: Du! Herrin, du sahst bezaubernd aus! Nun du: Beim Herkules, so schön sind die Götter nicht! Jetzt du: Metella, Freiheitsgöttin, diesen Anblick vergess' ich, solange ich lebe, nicht! Jetzt du! ... Jetzt du ... Große Götter,“ seufzte er, „wie lange will

sie es noch hören, immer dasselbe. Hört! Wer etwas Neues von der Sache erzählen kann," er griff in die Falten seines seidenen Obergewandes, „dem will ich . . .“

„Ich . . . ich . . .“ schrie es von der anderen Seite der Tafel, „aber erst sprich aus, was willst du dem schenken? . . .“

Langsam zog Mornay die Hand zurück.

„Schenken?“ sagte er. „Hab' ich von schenken gesprochen? Was? Wer etwas Neues vom Festzuge erzählen kann, dem will ich — herzlich danken!“

„Siehst du! Siehst du, kleine Myrrha, weshalb bist du so voreilig . . .“

„Was thut's!“ rief Metella. „Von mir wirst du belohnt werden! Erzähle!“

„Ja! Erzähle! Erzähle!“ riefen alle.

„Also,“ sagte Myrrha, mit einem boshaften Blick auf Metella. „Also, ich saß in einer der untersten Reihen des Amphitheaters und freute mich über meinen prächtigen Platz. Denn erstens saß ich so, daß ich alles genau in der Nähe betrachten konnte, zweitens streiften meine Blicke, wenn ich auf den Festplatz herniedersah, den herrlichen Kopf des vor mir sitzenden Mannes . . .“

„Hört ihr?! Hört ihr?! . . .“

„Jawohl! Das freute mich recht sehr, und gerne ließ ich meine Augen auf dem blonden Lockenhaar, dem weißen Halse und den kleinen, feingeschnitzten Ohren ruhen und wünschte sehnlichst, auch die Augen, den Mund und die Lippen — kurz das ganze Gesicht dieses Mannes sehen zu können . . .“

„Als nun der Festzug kam und du, Metella, als Freiheitsgöttin vorüberzogst, da senktest du grüßend die Lider, als du mich sahst, und ich winkte dir lächelnd zu. Blichschnell war der Jüngling deinem Blick gefolgt, hatte sich umgewandt und bemerkte, daß mir dein Gruß gegolten. Ich aber errötete heiß, als er sich zu mir wandte, denn ein schöneres Auge, weicher geformte Lippen und eine edlere Nase hatt' ich nie gesehen. Er lächelte, da er mich befangen sah, und fragte hastig: 'Wer ist die Jungfrau, die dich eben grüßte?'

„Ich sagte scherzend: Nun — die Freiheitsgöttin!

„'Ja,' rief er, 'beim Zeus, sie ist es!'

„Als nun das Spiel so dumm geendet hatte, trat er zu mir, er schien noch ganz erregt, und pries den Jüngling hoch, der die Rettung der Gefangenen erbat, sowie den Feldherrn, der sie gewährte. Dann fing er wieder von dir an, Metella! Er bat inständigst, ich möcht' ihn dir doch zuführen. Ich weigerte mich deß und da er immer flehentlicher bettelte, fragt' ich ihn, was er denn von dir wolle?

„Er ward betroffen, stammelte verlegen dies und jenes, und als ich fest darauf bestand, daß er mir's sage, sprach er: 'Ich bin . . . bin . . .'

Mit einem scheuen Seitenblick auf Metella brach Myrrha ab.

„Weiter doch! Weiter!“

„Ich — ich — bin —' sagte er . . .“

Myrrha sprang auf. „Nein, ich erzähl's nicht!“

„Weiter doch!“

„Erzähl' doch!“

„Sieh doch, Mädel! Metella stirbt vor Neugier!“

„Martere sie nicht!“

„Erzähle doch!“

„Ich kann nicht! Kann's nicht erzählen!“

„Warum denn nicht!?!“

„Wen fürchtest du?“

„Metella — dich . . .“

„Du Närrin!“

„Du wirst böse sein, Metella!“

„Sag's! Was es sei! Ich will es hören!“

„Also — also . . . 'Bildhauer bin ich,' sagte er, 'von dieser Freiheitsgöttin Anblick so berauscht, daß ich sie wiedersehen muß. Du bürgst dafür! Ihren Götterleib soll sie meinem trunkenen Aug' enthüllen, der weißen Glieder Pracht entfalten, daß ich entzückt, begeistert, zitternd noch von des Geschauten Schönheit, diese Formen in weißem Marmor banne.'“

Von Zorne Röte übergossen springt Metella auf, stampft mit dem Fuße.

„Gerade die Vestalin brauchd er zum Modell!“ wirft Mornay hin.

„Der ist nicht übel!“

„Sehr gut!“ — „Eine andre thut's nicht auch!“ — „'s muß 'ne Vestalin sein!“ —

„Haha!“

Metella gräbt die Zähne in die Lippen, die Aber auf ihrer hohen Stirn schwillt an, da plötzlich streicht Metella über die Schläfen, setzt sich hin und — lächelt . . .

„Seht doch! Sie lacht! Hahaha — sie lacht! . . .“

Metella wird totenbleich, lacht aber mit, dann schlägt sie mit der Faust auf den Tisch, daß die Becher klirren, und die Blumengewinde, die rings herniederhängen, schwanfen.

Alle verstummen jetzt, Metella aber löst eine Perlenkette vom Halse und wirft sie Myrrha ins Gesicht.

„Da — deinen Lohn, du Sklavin . . . Morgen, hörst du, morgen will ich den Künstler sprechen!“

„Oho, mein Täubchen,“ ruft Mornag, „nicht so hastig! Die Perlenkette wirfst du so hin!?!“

„Sie war mein! Du hast sie mir geschenkt! Was willst du denn? Sie etwa wiederhaben?!“

„Nicht doch! Kein Gedanke! Wer spricht davon, Metella?! Aber ich — — ich meine nur — — — so vieles gab ich dir bereits, und du gabst mir — noch garnichts! Nicht mal ein kleines Küßchen! Siehst du, du wirfst schon wieder wütend! Sagt doch alle, ist es nicht rechter Undank?! Jeden Wunsch erfüll' ich ihr! Über alles lass' ich sie gebieten. Dem schlimmsten Tode entriß ich sie. Dafür dankt sie mir nun so!

„Ja, damals, als die Menge wütend auf dich eindrang, da konntest du dich fest in diese Arme schmiegen. Und sieh — — ich — — ich — — liebe dich doch! Beim Styr — ich — liebe dich! Ach, — lache nicht, Metella, lache nicht so höhnisch! Glaub' mir's doch, daß ich vor Sehnsucht nach

dir sterbe! — Was lacht ihr denn, Galunken, schert euch doch fort! — — Ach, Metella, süße, himmlische, — wenn ihr lacht, infame Bande, werf ich euch raus! Hinaus mit euch! Mir meinen Wein wegsaufen, weiter könnt' ihr nichts! Und lachen — thöricht lachen — — —

„Metella, sieh, auf der weiten Welt war mir nur Ein Mensch heilig! Meine Mutter! Sieh, ich hab' ein Kleinod, einen Ring, den sie mir einst an goldener Kette um den Hals gehängt; so teuer wie dies Kleinod ist mir nichts. Was mein ist, laß ich dir dafür; dies ist mir heilig! Aber du, damit du siehst, nichts in der Welt lieb' ich gleich dir, das Kleinod meiner Mutter selbst ist mir zu heilig nicht . . . für dich . . .“

Hier bricht er ab, mit flinken Fingern sucht er an seinem dicken Halse, sucht und sucht . . .

Dort drüben, wo die blonde Chloë lauert, hört man verhaltenes Richern. Noch hat Mornag das Kleinod nicht gefunden. Erwartend sehen ihn alle an.

Chloë springt auf, sie stürmt auf Mornag zu. „Was suchst du, Dicker?“ ruft sie. „Ist es dieses? Du gabst mir's heute Nacht! Hast du's vergessen?!.“ Wie eine Siegestrophäe schwengt sie an goldner Kette einen Ring vor Mornag roter Nase. Verlegen kratzt der Lyder sich hinterm Ohr, indeß ein schadenfroh Gelächter das Zelt erschütteret.

„Mein Gedächtnis,“ stottert Mornag, „es nimmt entsetzlich ab. He — Myrrha! Wein!“

Die schlanke Griechin neigt sich über die Tafel, ergreift des Lyders Becher und füllt ihn

aus dem schweren, weinlaubumkränzten Mischkrug, den rings kunstvoll getriebene Silber zieren. Jetzt, da das Mädchen eben mit dem Kelche schöpft, fällt oben durch die Öffnung der Zeltbede ein breiter Sonnenstrahl in den tiefen Krug hinab, dessen schimmernde Metallwand innen von dem rubinroten lichtdurchstrahlten Weine ganz wunderbar erglüht.

„Wie schön! Wie wunderschön!“ ruft Myrrha.

„Laß sehen! Was ist's?“

Der Lyder, der dem schlanken Mädchen schon eine Weile wohlgefällig zugehauert, steht auf, schlingt seinen Arm um ihren Leib, zieht Myrrha an sich, neigt sich über den glühenden Mund des Kruges und erblickt da unten auf purpurrotem Grunde das frische Mädchen Gesicht mit dem Blumenkranz im schwarzen Lockenhaar, den schwellenden Lippen und den blitzenden lachenden Augen. Das faltige Gewand ist von ihrer runden Schulter abgeglitten und läßt gar zarte Formen dort unten widerspiegeln.

„Wie schön! Wie wunderschön!“ ruft Mornar, „was kümmert mich das Schönste, wenn so viel Schönes sich mir mit Freuden neigt!“

Er ruft's und von der Griechin Lippen trinkt er Seligkeit . . .

VI.

Auf dem weiten Sklavenlager am Gestade liegt tiefe Nachtruhe. In den Zelten gehen die Träume ein und aus, den einen lassen sie schreckliche Bilder der Vergangenheit sehen, daß er im Schlafe aufstöhnt und unter den Geißelhieben der Aufseher sich krümmt, dem anderen zeigen sie rosige Zukunftshoffnungen verwirklicht, ein freier Mann sitzt er auf sicherem Erbe.

Lau weht der Nachthauch herüber, Waffengeklirr der Wachen, ihr halblautes Zwiesgespräch trägt er verschwommen heran; er kost um die wallenden, bebenden, weißen Zelte, von denen das Mondlicht scharf zurückprallt, bei einem der Zelte, dessen zurückgeschlagene Vorhänge ihm Einlaß gewähren, streift er vorüber. Er kehrt ein, spielt mit der Flamme der Lampe, bei der ein Mann, über eine Tafel gebeugt, sitzt, in die sein Griffel Zeichen und Linien gegraben.

Wie der Nachthauch diese hohe Stirn umsäthelt, streicht der Einsame mit der Rechten über die mächtigen Augen, atmet tief auf, erhebt sich und tritt ins Freie.

Der Mond ist hoch emporgestiegen, die Nacht weit vorgerückt.

Sinnend steht Spartacus und blickt hinaus auf das weite, mondbestrahlte Meer. Ein tiefes Schweigen rings. Die Arme auf der Brust verschränkt, steht Spartacus, mit umflorten Augen sieht er vor sich hin.

— — In dem tiefen Schweigen der Nacht hört er eine Stimme. Er kennt sie. Lange hat er ihr nicht Gehör geliehen. Seitdem der Gedanke der Sklavenbefreiung in ihm erstand, seitdem war es nur Schlachtenlärm, was sein Ohr vernahm, waren es nur Zukunftspläne, die seinen Geist beschäftigten. Floh ihn der Schlaf, so nützte Spartacus auch die Stunden der Nacht für seine Arbeit. Ihm war wohl bei diesem Schaffen, denn sich selbst entfloß er dabei. Das Herz aber hat zähes Leben, und regt es sich kaum lange Zeit, es kommt die Stunde, da es erwacht, erwacht mit seinen schmerzenden Wunden. Und solche Nacht mit ihrem Schweigen, da die ermattete Seele dem strengen Dienste des Kopfes sich entzieht, sie ist die rechte Zeit des Wiedererwachens für ein im Drange der Tage erstorbenes Menschen-gemüt. Die Schatten erheben sich, Auferstehung ist für alles, was in dem weiten Friedhose des Herzens einst sein Grab fand, — geliebte Menschen und geliebte Hoffnungen.

. . . Viel muß ihm erwacht sein, dem Einsamen, auf die Brust ist ihm das Haupt gesunken, in dem kühnen Auge zittert es.

. . . Ino . . . Ino . . . ging es durch seine Seele, der große Schmerz seines Lebens kam über ihn in dieser schweigenden Nacht . . .

*

*

*

Hinter dunklen Wolken ist der Mond verschwunden, düstere Schatten breiten sich über das Meer.

Drüben von den Wachen her tönt lautes Rufen. Spartacus horcht auf. Stimmengewirr, Geschrei . . . Fackellichter irren umher, von allen Seiten, in immer weiterem Umkreise strömen sie drüben zusammen.

„Strabon!“ ruft Spartacus.

Sofort eilt aus dem Nachbarzelte die Drdonnanz herbei.

„Rasch hinunter zu den Wachen! Sieh, was es giebt!“ Raum ist das gesagt, als schon ein Bote heranstürmt.

„Was ist?“ fragt Spartacus.

„Krixos und sein Heer sind vernichtet!“

„Was sagst du?!“

„Vernichtet!“

„Wer bringt die Nachricht?“

„Zwei Flüchtlinge. Am Garganus war die Schlacht. Der Prätor Quintus Urrius siegte.“

„Wo sind die Flüchtlinge? Weshalb wird so unnützes Geräusch erregt?“

„Die Flüchtigen werden drüben verbunden. Als sie die Wachen anriefen, gab es lautes Zwiegespräch. Wir haben doch Befehl, niemanden einzulassen.“

Nun wurde das laute Rufen in den nächsten Zelten gehört . . .

„Was ist das?!“ ruft Spartacus.

Rings sieht man eilig Hunderte von Fackellichtern sich heranbewegen. Die Nacht macht deren

Träger unsichtbar. Der Klageruf, der die Flüchtlinge empfing, findet nun tausendfaches Echo, von dem das weite Lager widerhallt.

„Kripos geschlagen! Die Kelten vernichtet! Alle tot! Spartacus! Wo ist der Feldherr! Wehe! Wehe! Wo ist Spartacus!?!“

Da stürmen sie heran mit verzweifelten Gebärden, von allen Seiten, unabsehbar drängen sie sich nun herzu, stopfen die Zeltgasse, stehen festgekeilt, eine jammernde, erregte Menge.

Ihre Fackeln übersfluten mit einem Lichtmeer den Platz.

„Spartacus! Spartacus!! Feldherr!!!“

Zehn Schilde werden aufgeschichtet, Spartacus springt hinauf.

„Es ist Nacht! Legt euch schlafen! Morgen früh sprechen wir in der Arena darüber! Legt euch jetzt schlafen!“

„Wir hören nichts! Wir hören nichts!! Der Wind weht deine Worte fort! Nicht morgen! Jetzt! Jetzt in die Arena!! Gleich!!“

Sie stürmen fort. Durch das dunkle Lager wandern die Fackeln über den Strand, erklimmen die Terrassen der Arena, besetzen sie im Nu, in rotem Lichte erglühen die Felsen und hallen von tausend erregten Stimmen wider.

Eben betritt Spartacus den Platz.

Jetzt wird es still.

Einem rauchenden, qualmenden Feuerschlunde gleicht die Arena, in deren aufsteigenden Rängen Fackelgluten flammen.

„Brüder,“ spricht Spartacus, „ein schwerer

Schlag hat uns getroffen. Krivos und unsere keltischen Brüder sind vernichtet. Unsere junge Freiheit weint ihnen heute die ersten Thränen. Sorget, Brüder, daß es die letzten seien.

„Ihr wißt, wie alles kam, wie Krivos seine Ketten aufgereizt, wie er ihnen goldene Verheißungen machte und wie er ihnen nun ein rasches Ende schuf.

„Solcher Männer, wie Krivos war, mögen noch manche unter euch sein, deren mutiges Herz nach Thaten drängt, die sich verbroffen an zweiter oder dritter Stelle sehen und über das Ganze schrankenlos herrschen möchten. Ihnen sag' ich es in dieser Schreckensstunde, daß sie doch ja das unbändige Herz bezwingen: Es ist kein Glück, auf der Höhe zu stehen, das Schicksal von Zehntausenden verantworten zu müssen. Solches ist für Wesen übermenschlicher Art, denen mit Götterhand in die Geschehnisse zu greifen vergönnt ist. Wir Menschen aber sehen mit unseren schwachen Augen nur, was vor uns liegt; was die nächste Stunde aber bringt, wissen wir schon nicht; so stehen wir an schrecklicher Stelle, wann wir herrschen. Mit tiefsten Gedanken suchen wir Rat, da kreuzt ein widriger Zufall den Plan, und alle, zu deren Heil er erbacht war, fluchen dem Führer.

„Denkt an das, was ich euch sagte, seid stark und furchtlos. Meidet Heimlichkeit! Glaubt mir's doch endlich, daß ich nichts als euer Wohl will, und haltet stark zusammen, — dann wird alles gut!“

Sie jauchzen auf.

Aller Druck ist von ihnen genommen.

„Heil Spartacus!“ braust es von den Felsen, mit blitzenden Augen schwingen sie die dampfenden Fackeln . . .

Herolde gebieten Schweigen.

Lysander von Nola hat sich erhoben und erbittet Gehör. „Auf dich, Spartacus, vertrauen wir, du hast dies Werk geschaffen; durch unseren Mut und deine Führung sind wir Sieger. Eins nur will ich fragen: Was soll nun geschehen? Wir sind jetzt frei. Denkst du, wir sollen dieses schöne Land zu bleibendem Besitze nehmen, durch kühne Züge unsere Grenzen erweitern, dieses stolze Römervolk als einen übermütigen Nachbarn beugen, zum Tribute zwingen, zum Vasallen erniedrigen, sodann der wohlverdienten Ruhe pflegen, ein frohes Volk von einem hehren Herrscher regiert? Sprich, Spartacus, wie denkst du über unsere Zukunft?“

„Noch, mein Lieber, ist nicht erreicht, was wir als Ziel uns vorgesetzt. Jetzt müssen wir nach Nord-Italien, von wo die Schmerzensrufe am lautesten herdringen. Ist erst erreicht, daß in Italien kein Sklave lebt, ist der Letzte befreit, dann legt die Schwerter nieder, dann . . .“

Ein Jauchzen unterbricht ihn.

„Dann sei du unser Herrscher!“

„Wir dein Volk!“

„Du unser Herr und König!“

Der Feldherr winkt, die heiß erregten Rufer verstummen.

„Dann . . . dann, Brüder, zerstreuet euch, dann kehre jeder zurück in seine Heimat, wer keine Heimat hat, von Sklaven in Gefangenschaft geboren, der suche sich ein Fleckchen Erde in einem fernen Lande, so wird doch seinen Kindern einst ein Vaterland. Weit ist die Erde, Raum für alle ist, und Licht und Freiheit, drin zu atmen. Bleibt nicht beisammen. Was euch eint, ist die Idee; ist diese erst verwirklicht, weicht ihr von einander, die Einigkeit hört auf. Verschiedener Länder Söhne sind ungleich geartet. Die Menschheit aber kann dann stolz erzählen, daß sie sich selbst befreit. Nicht eines Stammes Sprossen thaten's, nicht eines Volkes Kinder, — nein, die ganze, große Welt hat Teil daran gehabt.“

Die Schulter silberhaarumwallt spricht jetzt ein Greis.

„Hört die Worte eines alten Mannes, Brüder, nicht viele werden's sein. Ich will an Dinge mahnen, welche die Gast, in der ihr lebt, euch ganz vergessen ließ. Blickt rückwärts: ist es nicht klar, daß starke Hände uns wunderbar beschützten? Aus tiefstem Jammer wurden wir emporgetragen wie auf Adlerschwingen, — wir, — die auf Rettung nicht mehr hofften. Wir ließen uns tragen, jauchzten dem Lichte zu und sogten unsere Freiheit wie einen heiß ersehnten Trunk in langen Zügen mit Wonne ein, indeß wir brunten, tief unter uns die Nebel über unseren Kertern zusammenfließen sahen. Ich aber sage euch: Gedenket derer, die euch emportragen,

damit ihr nicht, von ihnen verlassen, fallt und stürzet wie Krigos und unsere keltischen Brüder.“

Beifallsgemurmelt, zustimmendes Kopfnicken geht durch die Reihen. Viele melden sich zum Worte.

„Mich freut,“ beginnt der erste, „daß ihr alle der Meinung seid: man muß dies ändern. So laßt denn sofort in allen acht Abteilungen des Heeres die Genossen aus jedem Stamme sich ihre Priester wählen, ihre Opfergemeinschaft bilden, damit den angestammten Göttern die geschuldete Ehre erwiesen wird.“

„Was eben gesagt wurde,“ entgegnet ein zweiter, „ist in einer Vereinigung zweier oder dreier Bekenntnisse vielleicht möglich. In unserem Heere sind, einem raschen Überschlage nach, den ich soeben machte, über zwanzig verschiedene Bekenntnisse vertreten. Nicht weniger, sicher aber mehr. Einem jeden Bekenntnis eigene Priester einzusetzen, ist demnach unausführbar, mehr als zwanzig Opfergemeinden bilden, unmöglich.“

„Da ihr mir hierin zustimmt, so rat' ich, man bilde nur eine Gemeinde, die dem Bekenntnisse folgt, das die meisten Anhänger im Heere zählt.“

Einem Sturm des Widerspruches erregte dieser Vorschlag.

Hier ist nicht leicht zu raten, keiner meldet sich mehr zum Worte. Da — noch einer:

„Den Göttern wollt ihr danken? Sie um Hilfe anflehen? Die Götter? Ja, wer sind sie denn? Ich behaupte, ihr findet hier nicht zwei, die

miteinander über ihre Götter klar sind. Eure Väter haben die Götter ehedem erdacht, in ihnen haben sie sich nur ihr Hoffen und ihr Fürchten verkörpert. Also hebt einer nun zum Zeus die Hände, andere kennen keinen Zeus; der wendet betend sich zur Sonne, die ein anderer nur als seines Gottes Kreatur ansieht. In dem ganzen Reich des Sichtbaren ist kaum etwas zu finden, was jener räthelhafte Trieb sich nicht zum Sinnbild auersah, der Trieb, der vor ein Höheres uns niederwirft, der auf ein Ewiges uns hoffen läßt. Wir, das große Volk, das aus der Mischung so vieler Stämme sich erhob, wir brauchen eine Gottheit, die allen gleiches Hoffen und gleiche Ehrfurcht weckt. Laßt uns also auf eine Gottheit sinnen, die dem gleicht, dem unser Schwert geweiht ist. Es giebt nur Eins, was dem entspricht, nur Eins, in dem das ganze Heer sich wiederfindet; das ist die Freiheit! Sie sei unser Gott, ihr laßt uns opfern, — ihr Hymnen singen! Und seid ihr deß nicht fähig, ist das Menschliche so mächtig noch in euch, daß ihr ein sichtbares Symbol begehrt, so will ich euch den Mann wohl zeigen, der euch, begeistert und hingerissen von der Idee, ein würdiges Bild der Freiheit gestalten wird. Das stellt im Lager auf, das nehmt mit in die Schlacht, scharf euch darum, beschirmt es wohl, denn das ist das Palladium, mit dem ihr steht und fällt. Dies denkt' ich, ist ein Gott!"

„Er hat Recht!"

„Die Freiheit lebe!"

„Was fällt ihm ein!"

„Er lästert!“

„Ruhe! Still!“

„Ergreift ihn! Pakt den Frevler!“

„Nur ein Gedanke unsre Götter!!“

Sie springen von den Sitzen auf, schwingen wild die Fackeln, laut schreiend streiten sie für und wider.

Spartacus blickt schmerzlich lächelnd auf den Tumult, dann winkt er, und die Herolde gebieten Schweigen.

„Der Feldherr spricht!“

Nun wird es still.

„Freie wollt ihr sein, so seid's denn auch! Und laßt es alle sein! Laßt jeden sagen, was er denkt, und denken, was er will.

„Weiß jemand noch ein Wort zu sagen in dieser Sache? Er spreche frei. Vielleicht gefällt es allen, und wir kommen zum Entschluß!“

Die Menge schweigt. Alle sehen umher, hinauf, hinab die Reihen, — niemand meldet sich.

Kalt weht es von der See herüber, das graue Licht der Dämmerung umspielt die fahlen Fackelgluten . . .

Ist's möglich! Wo man Zuflucht suchen soll, wohin in Not sich wenden, darüber kann eine Schar wie diese, die gleiche Schmerzen litt, die gleiches hofft und fürchtet, sich nicht verständigen?

Sie klammern sich an die nichtige Form, ihr opfern sie alles, selbst den Gedanken, dem zu dienen sie nur erfonnen ward.

Ist's möglich, sind das Menschen von Kopf und Herz?

Die Menge schweigt . . .

Da — — einer erhebt sich endlich.

„Brüder, ich bin von jenem Volke, das seinen Gott seit grauen Zeiten im Weltall fand und es verschmäht, von diesem großen Geiste sich ein kleines Bild zu machen; von jenem Volke bin ich, das seinen Gott liebt und an ihn glaubt, auch ohne ihn zu sehen. Ist es doch rings von seiner Hände Werk umgeben. Ich bin ein Jude, bin durch das Vermächtnis meiner Väter mit meinem Gott verbunden und ich halt ihn fest, wie irgend einer von euch den seinen. Ich will ihn mir bewahren, so wie ihr alle bei euren Göttern bleiben sollt. Betet zu ihnen, opfert ihnen, ganz nach eurem Willen.

„Allein mich schmerzt, daß ein so herrlicher Gedanke wie der, der hier erörtert wurde, verloren gehen soll; denn er ist groß!

„Wenn je ein Mensch den Menschen haßte, geschah's am bittersten, sobald die Gottheit, der Glaube, das Opfer Ursache des Streites war. So wurde, wie wir in unsren Büchern lesen, das erste Menschenblut, das diese Erde trank, von einem Mann vergossen, der mit Scheelsucht sah, daß sein Gott nicht ihn, nein, seinen Bruder liebte.

„So ging es fort bis heute, nichts, nicht Gold, nicht Schätze, nichts, um was die Menschen einander hassen und verfolgen, gab so viel Anlaß zu Kampf und Mord, wie der Glaube an die Gottheit, die doch selbst der Inbegriff der Liebe ist.

„Du aber, großes Volk, das du vom Auf- und Niedergang der Sonne kamst, du, das sich denen, die von Mitternacht und Mittag kamen, verbrüdete, du großes Volk, von Leid geboren, gelenkt, geführt, beherrscht von nichts als der Idee, du sei auch diesmal groß. Du zeige, daß auch hierin Menschen einander wohl verstehen können!

„Ja, wählet einen Mann, ihr Völker, der für euch alle zu seinem Gotte betet, der die Sorge um unser aller Rettung, die Sorge um unser großes Werk in heißem Flehen seiner Gottheit aufträgt! Er sei der eine Priester des gesamten Heeres!“

„So sei es! Richtig! Er hat Recht!“

„Wer soll das sein? Ein Grieche! Nein, ein Perser! Ein Syrer! Nein, ein Spanier! Ein Indier! Ein Indier muß es sein!“

„Ruhe! Ruhe! Hört ihn weiter! Hört, was er weiter sagt!“

„Ihr Brüder, noch ein Wort!

„Ich wußte wohl, daß alle Stämme zur Priesterwahl sich drängen würden, schätzt sich keiner doch geringer als den andren. Und das mit Recht.

„Dennoch riet ich euch solches, denn ich wußte im Heere einen Mann, durch dessen Wahl kein Völkerstamm und kein Bekenntnis bevorzugt würde.

„Wo er geboren ward, er weiß es nicht. Nicht Eltern, nicht Geschwister, Heimat nicht, nicht Vaterland ist ihm zu eigen. Keinen Götterglauben gab ein Vater ihm tröstend mit ins

Leben; und dennoch glaubt er, glaubt so innig, mit treuem Herzen wie ein Kind! Glaubst, daß diese Welt ein großer Geist beseelt, daß er sie liebt, daß solche Götterliebe auch Menschen zu einander hegen sollen.

„Keine Heimat hat er auf Erden, sagt' ich, einer besseren Welt scheint er entstammt und weilt unter uns wie ein höherer Geist. Nie trug er eine Waffe, kein Tropfen Bluts hat seine Hand befleckt, es sei, daß dies geschah, da er die Wunden seiner Brüder wusch.

„Als es noch finster war, und wir im Elend schmachteten, da kam er wie ein Trost zu uns; als ihm der goldene Palast geöffnet stand, da stieg er in die Kerker nieder zu seinen Brüdern, sprach ihnen tröstend zu und rettete sie vor Verzweiflung. Ja, er erlöste sie, wie Spartacus! Viel hat er gesehen, viel Qual und Menschenleid, und er versteht und redet ihre Sprache. Nur einen Wunsch hegt er im Herzen: allen, allen helfen. Sonst begehrt er nichts.

„Feldherr, du neigst das Haupt! Du senkest finnend deinen Blick?

„Nicht wahr, er ist es, den die Gottheit sich auserkor . . .“

„Wer ist es?! Wie heißt er?!“

„Ist er unter uns?!“

„Nenn' seinen Namen!“

„Sprich!“

„Schon einmal saht ihr ihn. Schon einmal sprach er zu euch. An dieser Stelle war's, als er von euch für die Gefangenen Gnade erflehte.“

„Amatus? Amatus!? Amatus!!!“

„Meinst du ihn?! Meinst du unsren Bruder Amatus!?“

„Ja. Ihn mein' ich! Von einem Kinde ward er so genannt, das fand in ihm die reinste Liebe. Ihn lasset für euch beten. Solchen Mittler wird die Gotttheit gnädig hören!“

Wieder weht es über die Felsen hin und seufzt in den Bäumen, die spärlich drunten stehen. Der Tag ist im Erwachen.

Stumm sitzt die Menge.

„Seid ihr einverstanden?“ fragt Spartacus.

„Wir sind es!“ hallt es dumpf hernieder.

„Wo ist Amatus?“

„Am Lager eines Kranken verließ ich ihn gestern Abend. Wartet! Ich hol' ihn gleich!“

Jehuda steigt die Terrassen hinunter, Spartacus folgt ihm. Stumm ist alles rings.

Drüben über dem Meere zuckt es auf, ein blasser, wie hingehauchter roter Streifen zieht sich am Horizonte hin. Unter wallenden Nebeln schaudert das Meer auf. Der Tag erwacht. Der rote Streifen ist hell erglüht, sein Widerschein schwankt auf der weiten See.

Spartacus kehrt zurück, mit ihm Jehuda, in ihrer Mitte folgt Amatus.

Die drei betreten die Arena.

Wie auf ein Wort erhebt die Menge sich von den Sizen. Hoch erstaunt und fragend blickt Amatus auf. Über die Arena aus hell erglühenden Wolken ergießt sich das Morgenrot.

„Willst du, Amatus,“ fragt der Feldherr mit

lauter Stimme, „zu deiner Gottheit für uns alle beten?

„Willst du für uns und unser Werk mit reinem Munde Fürsprache thun?“

Amatus schrickt zusammen.

„Willst du? Wir bitten, daß du's thust.“

Regungslos steht Amatus, dann überfällt ihn ein Zittern, seine Lippen beben.

„Ich? Ich?!!“ flüstert er, Thränen rinnen über seine Wangen, er birgt das Gesicht in den Händen. Jetzt richtet er sich auf, seine feuchten, strahlenden Augen heben sich empor, er reckt die Arme hoch, und seine Hände strecken sich gen Himmel zum Gebet.

Spartacus sinkt auf das Knie, die Krieger rings werfen sich nieder, die Arena wandelt sich zum Tempel, und aus dem Meere glorreich steigt die Sonne, in goldnem Glanz' erstrahlt der goldene Tag . . .

VII.

Sieg auf Sieg errang nun das Sklaveneer. In dem Picenischen Hügellande hatte Spartacus wiederum zwei Konsuln geschlagen. Mit Throphäen und Beutesüden beladen stiegen die Sieger jauchzend die lieblichen Hügel hinan, von deren Höhe, wie Alpenschnee, die blendenden Zelte des Lagers hernieder schimmerten.

Dem Jubel der Hinansteigenden tönte bald heller Widerhall vom Lager her entgegen, von wo die Zurückgebliebenen in langem Zuge nun herankamen. Langsam, schweigend ging Metella in dieser jubelnden Schar. Sie war bleich, ihre hohe Gestalt schien gebeugt, und ihre sonst so feck leuchtenden Augen hasteten matt im Leeren. Diese Traurigkeit war über sie gekommen. Soeben hatte sie den ersten Besuch des griechischen Bildhauers empfangen, der ihr durch Myrrha vor wenigen Tagen jene sonderbare Bestellung ausrichten ließ.

Der Künstler war ein schöner, blonder Mann mit kurzem lichten Vollbart, hellen, braunen Augen und üppigen Locken. Wie ein siegewohnter Wüstling war er in ihr Zelt gestürmt. Er schien zu denken, daß er nach ihrem Besitze

nur die Hand auszustrecken brauchte. Sein lebhaftes Wesen sprudelte von lebensfrohem Übermuth und scherzender Leichtfertigkeit. Die ernst abweisende Art, mit der ihm Metella begegnete, schien ihn unsäglich zu überraschen. Betroffen blickte er auf, da sie ihn in Schranken wies.

Jetzt, da Metella überdachte, was ihr der fremde Künstler bei diesem ersten Zusammensein alles gesagt, war es ihr unbegreiflich, weshalb sie ihn nicht sogleich hinausgewiesen. Er war unsäglich fecht. Als er dann, etwas eingeschüchtert, ging und um die Erlaubnis bat, wiederzukommen, hatte Metella schweigend Gewährung genickt. Jetzt begriff sie nicht, weshalb sie das gethan. Zwar seine Ungebundenheit und Redheit ward durch Grazie gemildert, den Freimüthigkeiten, die er sprach, gaben Wiß und Geist die Form, aber es lag am Tage: er suchte Abenteuer.

Metella empörte sich dagegen; für eine Ländelei dünkte sie sich zu gut; sie bemerkte jedoch, wie ihre grübelnden Gedanken fortwährend die Frage erwogen: wird er wohl wiederkommen, nachdem er eine so deutliche Abweisung erfuhr?

Und wenn er nun wiederkam?

Je nun, es war eine Freude, ihn zu sehen, denn er war götter schön. Es war eine Lust, ihn zu hören, von seiner sprudelnden Fröhlichkeit mitgerissen zu werden. In seinem Wesen war bei aller Leichtfertigkeit etwas Vornehmes; daß er einem guten Hause entsprossen, sah man an jeder seiner Bewegungen.

Er kam wieder, sie wußte es. Sie konnte

ihn sehr lieb gewinnen, sie fühlte es, und dennoch — dennoch — während sie eben dem jubelnden Zuge folgte, der den heimkehrenden Siegern entgegenging, kam solche Traurigkeit über sie, deren Anlaß der Besuch jenes Künstlers, deren Grund aber ihr selbst im Augenblick durchaus unverständlich und rätselhaft war.

Während Metella so, in ihre Gedanken eingespinnen, ging, bemerkte sie, plötzlich aufblickend, ein Gesicht, das mit starr erschrecktem Ausdruck auf sie gerichtet war. Jäh schoß ihr eine dunkle Blutwelle in die Wangen. Wie an den Boden gewurzelt blieb Metella stehen und sah scheu hinüber zu der Jugendgespielin, die, einen Kranz in der Hand, festlich gekleidet, mit den anderen Frauen des Lagers den Siegern entgegenzog.

Jetzt kam sie herangeeilt.

„Metella! . . . du?! . . .“

Metella antwortete nicht und schlug nur zögernd in die dargereichte Rechte.

„Ich traue meinen Augen nicht, Metella! . . .“

„Ja — ja — ich bin's, Licinia . . .“

Mit tastenden, unsicheren Blicken sahen sie einander an, die beiden Patriziertöchter, die sich hier im Heere der aufständischen Sklaven wiederfanden. Aber während in die großen dunklen Augen der kleinen Licinia sogleich der ruhige Ausdruck der Fassung und der Unbeengtheit wiederkehrte, sah Metella gequält umher. Ihre vollen, blühenden Lippen schlossen sich fest zu einem bitteren Ausdruck. Hoch auf richtete sie sich und sah auf ihre Gespielin von einst herab

wie eine Sünderin, die stolz und ungebeugt ihr Urteil zu empfangen sich bereitet.

„Ich hörte, Metella, . . . ich hörte, es sei eine Vestalin im Lager, aber daß du es seist, hab' ich nicht geahnt.“ Metella schwieg.

„Wußtest du, daß ich“ . . . fragte jetzt Licinia, während nunmehr sie bis an das blauschwarze Haar errötete.

Metella schüttelte den Kopf.

„Ja, siehst du, Metella, ich — ich — bin — . . .“

Licinia blieb stehen, mit einem entschlossenen Blicke sah sie Metella gerade in die Augen.

„Meinem Ehgemahl bin ich ins Sklavenheer gefolgt.“

„Deinem Gemahl?“

„Ja. Mein Gatte war Sklave, der Gärtner der Tullia, er stammt aus Judäa, aus edlem Geschlecht und kam nur durch Unglück in Sklaverei. Wir liebten uns, und da bin ich ihm gefolgt.“

Sie lächelte, ganz bleich war sie geworden.

. . . „ja, so kam das . . .“ setzte sie hinzu.

Jetzt sah sie zu Metella empor, als sei es nun nicht mehr als selbstverständlich, daß auch diese ein Wort über ihre Zugehörigkeit zum Sklavenheere spreche. Aber Metella blieb stumm. Nur fester, nur herber noch schloß sich ihr Mund, und ihre Brust wogte von schwerem Atem.

Licinia schwieg betreten, plötzlich jauchzte sie auf und stürmte den jähen Abhang hinab. Drunten erschien in ehernen Harnischen ein Reitertrupp, dessen Führer jubelnd vom Pferde sprang. Seine Stirn war verbunden.

„Jehuda!“ schrie die Römerin und warf sich in die Arme ihres Gatten.

. . . Metella ging und plötzlich nun, wie im Lichte eines aufleuchtenden Blizes, ward ihr klar, was sie vorhin so bedrückte. Sie sah nun, daß ihr Leben in diesem Lager weder Halt noch Zweck hatte. Sie war hierhergekommen von einer Idee getrieben, der sie heute noch anhing. Gewiß, es dünkte sie ihr Recht, daß sie jenem Kerker zu Rom entflohe, — aber wohin — wohin war sie geraten! Was hatte sie hier im Skavenheere bis heute getrieben? In der lärmenden Gesellschaft wüster Zecher, mit Dirnen, Gauklern und Tänzerinnen hatte sie die Zeit verbracht in schimpflicher Vertrautheit mit allen, die der Leichtsinns im Lager zusammenführte. Zur Zechgenossin jenes reichen Prassers hatte sie sich erniedrigt, Gefährtin seiner frechen Gelage war sie gewesen. All dessen hatte sie sich nicht geschämt bis heute. Nun aber, da sie die Jugendgespielin getroffen, jenes Patrizierkind, das seine Liebe hierher getrieben, das seinem heiligen Gefühle alles opferte, nun ward ihr klar, was sie selber gethan, wie falsche Wege sie gegangen und an wie unziemlichem Plage sie hier gewesen war.

Und eine grenzenlose Sehnsucht kam über sie, sich zu befreien, sich herauszuretten aus dieser Welt des Leichtsinns und des Makels, in die sie hineingeraten. Käme nun ein Mann, den sie lieben könnte, und der sie liebte, sie brauchte nur seine Hand zu fassen, um froh zu werden wie Vicinia war, um froh und stolz zu sein — wie sie.

Das Bild jenes Künstlers trat vor ihre Seele, tief aufseufzend kehrte Metella in ihr Zelt zurück. Kurz danach sandte der Bildhauer einen Boten und ließ fragen, ob sein Besuch angenehm sei.

Metella jauchzte auf, an diesem Morgen erst war er dagewesen, — — vielleicht — vielleicht . . . Freilich sein Wesen bei seinem ersten Besuch, — vielleicht — vielleicht doch — vielleicht doch. —

Bald kam er selbst. „Verzeih, daß ich schon wieder komme! Ich hatte Sehnsucht nach dir! Du siehst, mein Schatz, ich bin dir verfallen . . .“

„Ich bin dein Schatz nicht!“ sagte Metella herb, ihr Gesicht war schmerzhaft verzogen.

„Den Göttern klag' ich's, du hast Recht! . . .“

„Metella heiß' ich für dich wie für jeden anderen.“

„Sag mir, Metella, sag' mir doch, was ist geschehen?!“

Einen Moment noch sah Metella düster vor sich hin, dann hob sie die Augen auf und blickte Kleon durchdringend an. „Eine Jugendgespielin aus Rom, von edelstem Hause wie ich, traf ich heute hier im Lager. Eine Licinierin. Aus Liebe zu einem Sklaven ist sie entflohen. Alles gab sie hin um ihn — Vaterland, Ehre, Heim; jetzt ist sie ihres geliebten Mannes glückliches Weib und — geht — erhobenen — Hauptes — ihren — Weg — — —“

Sie hatte es langsam gesagt, jedes Wort mit Nachdruck betonend, keinen Blick abwendend von Kleons Zügen, in denen der Ausdruck der Überraschung sich nun in Verblüfftheit wandelte.

Verlegen besah der Künstler seine Finger . . . und schwieg.

Metella biß sich die Lippen wund, flammende Röthe ergoß sich über ihr Gesicht. Ein langes beklemmendes Schweigen war zwischen den beiden. Metella sprang auf und durchmaß das Zelt mit großen Schritten. Sie biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten. Sie würgte hinab was in ihr aufstieg, sie drückte es nieder, was sich aufbäumte in ihrem Herzen, mit geballten Fäusten stand sie da . . .

Tief aufatmend sagte sie endlich in gepreßtem Tone, der leicht und unbefangen klingen sollte: „Über alledem, das hier garnicht hergehört, ver-
gaßen wir unseren Zweck.“

Befreit sah Kleon auf.

„Du hast mich zum Model! gewünscht! Ver-
gibt du deine Arbeit ganz?“

„Willst du das?! Willst du das wirklich
thun?!“ jubelte Kleon auf.

„Ich gab mein Wort,“ sagte Metella ruhig,
totenbleich stand sie da, ihr Blick ruhte am Boden.
„Komm morgen früh mit deinem Werkzeug her!“

„O tausend — tausend Dank! . . .“

Metella winkte ihm müde zu gehen.

Schweigend ging er.

*

*

*

Eine unabsehbare Tafel ward am nächsten Tage im Lager aufgeschlagen. Gerolde gaben kund, daß Mornay, der neu ernannte Führer

der dritten Reiterabteilung, das Heldenheer zum Siegesmahle lade.

Soeben trat der Lyder in das Zelt seines Lieblings Metella, mit Schmuck so beladen, daß man damit ein ganzes Amazonenheer gemächlich hätte herauspuzen können. Sein feistes, freundliches Gesicht glänzte heute in ganz besonderer Zufriedenheit, denn er war wieder einmal nächst dem großen Sieger der erste Held an diesem Tage.

„Na — mein Schatz, wie geht's denn?! Freu' dich! Groß stehen wir da! Haben mal wieder gezeigt, daß wir nicht bloß saufen können! Mit meinen Lydischen Kerlen hab' ich dir vorgestern eine Reiterattacke gemacht, daß selbst Spartacus staunte! Wie ein Hagelwetter fuhren wir drein! Die Schwerbewaffneten, die wir angriffen, wurden weggefegt wie Spreu. Hä! Hä! ... hät'tst du sehen sollen! Freust dich denn garnicht? Was?!“

Metella seufzte.

„Was ist dir denn?“

„Nichts.“

„Kommst doch zum Siegesmahle?“

„Nein.“

„Was?!“

„Ich kann nicht!“

„Hab' mich so drauf gefreut! Das ist nicht hübsch von dir! — Aber heut Abend erwart' ich dich bestimmt bei mir! Meine Freunde sind da. Kommst doch wohl?“

„... Vielleicht ...“

„... Nein, sicher! ...“

Er ging.

Eine Stunde später kam Kleon. Zwei Krieger trugen einen Tisch ins Zelt. Kleon selbst brachte in nassen Tüchern Thon.

Während die Krieger gehen, und Kleon Werkzeug und Thon bereit stellt, schließt Metella den Zugang zum Zelte fest, geht an den Divan, zieht aus dessen Rissen einen Dolch und zeigt ihn Kleon.

Ihre Augen weiten sich drohend.

„Du bleibst dort an deinem Tisch! ...“

Mit brennend heißen Wangen nickt Kleon. Metella legt den Dolch neben sich nieder, Kleon den Rücken wendend steht sie, in goldener Flut fließt ihr unbändiges Haar über Schultern und Nacken.

Ohne sich umzuwenden, die Augen starr auf den Dolch geheftet, der in den Purpurkissen vor ihr blinkt, fragt Metella: „Muß ich ... mich — ganz — entkleiden? ...“

„Ja.“

Noch einen Augenblick, mit schlaff herabhängenden Armen steht sie da, der Kopf ist ihr auf die Brust gesunken, dann hebt sie langsam die Hände und löst die Schnur ihres langen, in weißen Falten an ihrer hohen Gestalt herniederfließenden Gewandes.

„Metella!“ ruft Kleon bebend.

Sie greift nach ihrem Dolch.

Mit schwimmenden Augen steht Kleon, ein Bittern geht durch seinen Körper, er klammert

sich mit beiden Händen an den Tisch, seine Zähne knirschen laut, die Muskeln in seinem brennenden Gesichte spielen im Krampf, ein Zischen stößt er hervor, einen Ton wie die Schlange, eh' sie springt, dann stürzt er blitzschnell hin und reißt Metella an sich. Lautlos sinken beide in die Rissen . . .

. . . In dieser Nacht tönt aus dem Zelt ein gellender Schrei. Sogleich danach stürzt Kleon, beide Hände auf das Herz gedrückt, aus dem ein Blutstrahl aufschießt, aus dem Zelte, in dem lautlos ein stolz verirrtes Weib verblutet . . .

* * *

— Lauter Jubel war im Lager. Der neue Sieg und des Byders Wein riefen ihn hervor. Das Festmahl war glänzend verlaufen, der Name Mornax auf aller Lippen. Er selbst, der feiste Byder, erwartete in seinem Zelte die Schar seiner Freunde. Sie ließen nicht lange auf sich warten, und bald perlte der Wein in den Bechern und das lustige Bechen ward erneuert.

Mornax liebte nicht allein beim Weine zu sitzen, mit munteren Reden mußten frohe Genossen den Trunk versüßen.

In der ersten Zeit jedoch fand Mornax niemanden, der, wie er, zu trinken verstand; wie die Fliegen fielen alle, mit bleiernem Gliedern und lallenden Zungen lagen sie da, so daß er bald unter den 'Leichnamen' ein einsames Bechen hatte.

Um diesem Übelstande abzuhelpfen, hatte sich

Mornay eine Schar von Jüngern gebildet, die dem glänzenden Beispiele seiner Meisterschaft eifrig nachstrebte. Ihn freute das Blühen seiner Schule, der er mit kaum geringerem Stolze vorstand, als irgend ein Philosoph der seinen. Das zum mindesten ist erwiesen, daß keiner, auch nicht der größte Weisheitslehrer, die Lernenden so rasch wie dieser Lyder zu einem glückseligen Ziele brachte. —

Heute war Mornay ganz besonders aufgelegt. Es war so recht ein Tag nach seinem Geschmack gewesen. Munter blickte er mit den kleinen glänzenden Augen umher und gab sich, wie die andern, der mutwilligsten Ausgelassenheit hin.

Bei ihrem lauten Lärmen hatte die Gesellschaft nicht bemerkt, wie der den Eingang schließende Vorhang beiseite geschoben wurde, und eine kleine Person eintrat. Von der Wanderschaft schien sie zu kommen, ihre Kleider waren bestaubt, um den Kopf hatte sie ein großes buntes Tuch gebunden, aus dem das kugelrunde Gesicht scheu und dunkelrot hervorlugte. Ratlos betrachtete sie die zum Gastmahl hingelagerte zechende Gesellschaft. Man schien die Fremde hier nicht zu bemerken, und so überlegte sie, ob sie ihr Bündel wohl mit Geräusch zu Boden würfe, um sich bemerkbar zu machen. Sie entschied sich für etwas anderes und sagte verschämt, mit einem tiefen Knix gegen die Zechenden: „Ach, guten Abend!“

Da kam sie schön an. In diesem wüsten Geschrei eine zarte Stimme wie die ihre zu Gehör zu bringen, war fruchtlose Mühe.

Was thun?

Sie hatte bald Rat geschafft, denn sie war eine kluge, entschlossene kleine Person. Sie ging auf den zu, der ihr zunächst lag, es war gerade der, der den größten Lärm machte, und tupfte ihn auf die Schulter.

Wie er nun sein dickes, erhitztes Gesicht ihr zuwandte, knixte sie, wie vorher einigemale, und hauchte mit verschämtem Augenniederschlag: „Ach, guten Abend!“

Sofort sprang der also Begrüßte auf, ergriff mit Anmut und beiden Händen sein Gewand, knixte nun seinerseits ein halbes Duzend Mal und sagte mindestens ebenso oft, immer um die kleine Person heruntänzelnd: „Ach, guten Abend! Ach, guten Abend!“ Hierbei verlor er seinen Kranz.

Zuerst meinte die Verblüffte, es sei hier zu Lande eine ganz besondere Höflichkeit der Sitte, und knixte ihrem Gegenüber immer munter nach, als sich aber ein gewaltiges Lachen erhob, und die ganze Bande, wohl zwanzig bekränzte Kerle, aufsprang, mitknixte und lachend schrie: „Ach, guten Abend! ach, guten Abend!“ da ward der Kleinen doch etwas ängstlich zu Mute, sie meinte in eine Gesellschaft Verrückter geraten zu sein. Sie hatte oft gehört, daß nur feste Geistesgegenwart in solchen Fällen retten könne, ging, in äußerster Vereisung, auf den dicken närrischen Kerl los und versetzte ihm einen garnicht gelinden Streich auf die Backe.

Die Wirkung war die erhoffte.

Ob der ungeahnten Begegnung stand nicht

nur der Betroffene starr, sondern auch alle anderen, eben noch so sehr Beweglichen. Die kühne Wandernde aber sah sich nach guter Gelegenheit um, zu entweichen.

Das gelang schlecht; im Nu war ein Kreis um sie geschlossen.

Der Geschlagene hielt sich mit der einen Hand die Backe, mit der anderen packte er die Kleine.

„Ist ja 'ne hübsche Art von Zärtlichkeit! Erlaube mir doch mal das zarte Händchen!“

Mornax griff nach ihrer Rechten, zog die Widerstrebende zum Lampenlicht, streifte ihr das Tuch vom Kopfe und begann dann plötzlich laut zu lachen.

Ein wütender Blick aus den jungfräulichen Augen traf ihn.

„Sofort sag' jetzt deinen Namen!“ rief Mornax.

„Fällt mir garnicht ein!“

„Deinen Namen — gleich!“

„Bin ich deine Sklavin? Was?!“ Sie stemmte trotzig die Arme in die Hüften.

„So — du sagst nicht, wie du heißt . . . so . . . so . . . Jetzt sprich: Wen suchst du hier im Lager, — — Fullonica?! . . .“

Sie schrak zusammen, die Kleine, die Arme sanken ihr herab, mit starrem Blick und offenem Munde stand sie da.

„Fullonica! Fullonica! Seht doch — die Fullonica!“ . . . Alles drängte sich herzu, sie glogten und staunten die Kleine an, daß sie nicht aus noch ein wußte.

„Es stimmt, es stimmt,“ schrie Mornax. „Sie ist es! So sieht nur Eine aus! Nach der Beschreibung war sie ja nicht zu verkennen! Also, wen suchst du hier im Lager, Fullonica?“

„Ich — ich — suche — suche — einen . . .“

„Gewissen Phryx vielleicht?“

Totenblaß trat Fullonica zurück, ein Bittern überkam sie.

„Aha, ich merke schon,“ rief Mornax, „sie hat von seinem Glück gehört und kommt nun her, ihm seine junge Ehe zu stören!“

Wie versteinert stand Fullonica.

„Wie — Phryx — mein Phryx — verheiratet!!?“

„Es ist schon richtig, Kinder! Seht doch nur die Verstellung!“

„Verstellung?! Was?! So soll mich gleich ein Blitz des Himmels niederstrecken, wenn ich mich jetzt verstelle!“

Dicke Thränen traten ihr in die Augen. „Darum,“ rief sie schluchzend, „darum so viel Treue! Darum die weite gefährliche Wanderung! Ich hätte wissen müssen, daß er treulos ist! Ich konnt's nicht glauben! Wehe mir! Ich bin sehr elend!“ Ein Strom von Thränen erstickte ihre Klagen. Indes die anderen mit tausend schlechten Scherzen in sie bringen, steht Einer abseits mit so ernster Miene, als sei ihm selbst ein Leid geschehen. Mornax ist es, Mitleid war von jeher seine Schwäche. So schnell jedoch verstummte der Schalk in ihm noch nicht.

Mornax faßte die Kleine bei der Hand.

„Was willst du denn nun thun?“

„Gehen — dahin, woher ich kam!“

„Na, willst du ihn denn nicht wenigstens noch 'mal sehen?“

„Nein! Nie wieder! Wozu denn auch? Er ist jetzt glücklich, nichts soll ihn an Vergangenes erinnern.“

„Du könntest ihn ja sehen, ohne daß er dich sieht!“

„Wozu? Wozu denn?!“ schluchzte sie.

„Wozu? — Ich denke, bevor man von dem Liebsten, was man hat, scheidet, sieht man es zum Abschied doch noch einmal an, nicht wahr?“

„Zum Abschied . . . ja . . . ja . . . zum Abschied . . .“

„Na schön! Hol' einer den Phryx! Geh du, Philo! Jag' ihn aus dem Bette, wenn er schläft! Und du . . .“

Mornax ging an eine große Truhe, in der die Schankgefäße, Kannen und Krüge sonst aufbewahrt wurden, er hob den Deckel auf: „Komm, Fullonica! . . .“

Sie kam, noch immer weinend.

„Sei still! Gebiete dem Gefühl! Entsagen ist unser Los.“

Mornax hob die Schluchzende wie ein Kind auf und that sie in den Kasten.

„Willst du dich nicht lieber gleich so begraben lassen?“ fragte ein übermütiger Kerl vom Kneipisch her.

Mornax schloß den Deckel.

„Ich freu' mich tot!“ ruft er und, sich die Hände reibend, legt er sich zu Tisch.

Kurz danach kam Philo und brachte Phryx. Mornax ging ihm entgegen.

„Du hast mich rufen lassen,“ sprach Phryx gesenkten Hauptes.

„Nur deiner Einsamkeit dich zu entreißen.“

„Liebst du mich lieber. Ich weiß, du hast gern lustige Leute um dich. Ich kann dir nur die Laune verderben.“

„O — o — was hast du denn, was ist dir nur?“

„Ich bin recht unglücklich.“

„Ach was?!“

„Sehr unglücklich. Reue quält mich.“

„Reue? Worüber?“

„Ach, ich habe jemanden verlassen, verraten, hingegangen . . . und der fehlt mir nun . . .“

„Ein Weib wohl gar?“

„Ja — ja — ein braves, treues — niemals find' ich eine solche wieder, sie taugen ja doch meistens alle nichts . . .“

„Um . . . schlimm — na nimm nur Platz — du, — ertränke deinen Jammer — da . . .“

Mornax stellte einen gefüllten Becher vor seinen Gast hin. Phryx nippte kaum daran, abgewandt lag er da, es bedrückte ihn, seinen geheimen Kummer hier preisgegeben zu sehen.

Sein Nachbar stieß ihn an. „Trink' doch, Kerl!“

Phryx seufzte.

Was war das?

Phryx wandte sich um. Niemand stand hinter ihm, und dennoch hatte Phryx ganz deutlich ein Echo seines Seufzers vernommen.

Er hatte sich wohl getäuscht.

Der Nachbar mahnte wieder. „Trin! doch, Mensch!“

„Ich kann nicht!“ hauchte Phryx.

Da — schon wieder, Phryx sprang auf und blickte die Truhe, die hinter seinem Polster stand, argwöhnisch an.

„Hier muß es sein!“ rief er.

„Was denn? Was denn? Was ist?!“

„Hier seufzt etwas und stöhnt!“

„Ach — was! Leg' dich doch hin!“

„Nein! Ich hab's deutlich gehört!“

„Na ja,“ ruft Mornax, „das ist mein Krokodil!“

„Was? Ein Krokodil?!“

„Na ja. Was ist denn da so merkwürdig! Das Tier, das jammert öfter so . . .“

Mit offenem Munde blickt Phryx die Zechbrüder der Reihe nach an.

„Na, leg' dich doch . . .“

„Ja gleich. Nur — sagt mir doch, wo ist das Tier?“

„Na — dort — im Kasten . . .“

„Was?!“ schreit Phryx und springt mit einem Satz auf die andre Seite der Tafel.

„Dort — im Kasten?!“

„Ja! Ja doch!“

„Ach, geht, ihr habt mich ja zum Besten! Ein Krokodil — ein menschenfressendes — wird man doch nicht ins Lager bringen! . . .“

„Warum nicht? Ich hab's mir abgerichtet. Es folgt mir wie ein Hund, ist zahm und treu . . .“

„ . . . Ein Krokodil und zahm — ach, Unfinn! . . .“

„Ich will dir's zeigen, Phryx!“

Mornax steht auf und geht zur Truhe.

„Nein — bitte — laß es! Nein — nein wirklich — ich seh' sowas nicht gerne! . . .“

„Hahaha — er fürchtet sich!“

„Ich?! Ich mich fürchten!!“

Entschlossen geht Phryx auf den Kasten zu. Die Hände zittern ihm.

„Aufgepaßt!“ ruft Mornax.

Phryx beugt sich zum Kasten herunter, berührt den Deckel kaum mit den Fingerspitzen und schüttelt sich. „Du — wie scheußlich!“

„Find'st du's so häßlich?“

„Ekelhaft!“

Noch einen scheuen Blick auf die Truhe werfend, wendet Phryx sich ab.

„Ist auch der Kasten fest zu? Kann's nicht heraus?!“

Da knarrt der Deckel, wird aufgestoßen, Phryx schreit auf, will fliehen, da springt es schon heraus und packt ihn.

Gellender schrie wohl der Gottmensch nicht, der das vergiftete brennende Hemd sich von der Schulter riß, als eben jetzt der lange Phryx.

Er wankt, droht umzusinken, da — statt der Zähne fühlt er zwei warme Lippen auf der Wange, die ihn küssen.

Nun aber ein Geschrei, ein Jauchzen, Lachen — Küssen . . .

„Hab' ich das fein gemacht?“ ruft Mornax

„wie?! Was aber war mein Dank? 'ne Maulschelle! Pfui!“

Die beiden hören nichts, sie stehen da und küssen sich . . .

„Na also,“ ruft Mornax, „die Liebenden — sie leben!“

„Sie leben hoch!“ brüllt der Chor der Becher.

Mornax trinkt aus und wirft den Becher an die Decke, den zweiten leert er und befördert ihn einem der Bechgenossen an den Kopf. So trinkt er fort, indeß die beiden Glücklichen entzwischen, was der Syder erst bemerkt, als ihm der Kopf zu schwindeln anfängt.

Sachte schleicht Mornax aus dem Zelte, summt vor sich hin und lacht.

Er ist so glücklich diesen Abend.

Metella muß du's erzählen, denkt er und schlägt die Richtung nach ihrem Zelte ein.

Es ist spät in der Nacht, soll ich das Kind im Schläfe stören?

Ach was!

Wie? . . . Die Vorhänge des Zeltes sind weit geöffnet?! Metella! Metella! ha — ha — ausgeflogen! Nicht übel! haha — was die Welt doch lächerlich ist! . . .

Taumelnd wankt Mornax fort. Ihm ist ganz unbeschreiblich wohl. Er blickt auf, haha — der Mond lacht und die Sterne, — beim Herkules, die Sterne tanzen, tanzen, wirbeln durcheinander, immer um den alten Mond herum, der schier vor Lachen wackelt und sich nicht halten kann . . .

„Haha!“ lacht Mornax, daß es durch das stille

schlafende Lager weithin schallt. „Mond, du alter Kerl, zu komisch bist du, — und die blöden Sterne erst! Zuchhei — ist mir heut wohl! ...“

Er schlenkert mit den Armen, macht einen Sprung, — — — da stößt sein Fuß an etwas, — Mornax will darüber hinwanken, — über etwas, das am Boden liegt, — halt, vielleicht ist's ein Krug Wein, vielleicht ein Klumpen Gold, vielleicht ein Schatz, so ein süßer Schatz, ein wonniges Mädcl, das in überreicher Art der Mondscheinnacht genießt ...

Mornax neigt sich zur Erde ... nein ... da liegt ein Mann, — — — kein Mädchen ...

„Gaha ein Nachtvogel wie ich!“ Er stößt ihn mit dem Fuße sanft in die Seite. „Kerl, wirst dir 'nen Schnupfen holen! Wer wird so läberlich sein! Hast dich irgendwo vollgessoffen, — schab't nicht, thun andere Leute auch! Nun aber — nach Hause! ...“

Der am Boden rührt sich nicht.

Lächelnd kniet Mornax neben ihm.

„Scheinst mir's doch ein bißchen toll zu treiben!“ ...

... Da stiert dem Lyder ein verglastes Blick entgegen aus gebrochenen Augen. Ein Schreck durchzittert ihn, — da liegt ein blutiger Leichnam. Hell fällt das gespenstische Mondlicht auf die wachsgelben, bärtigen Züge und glitzert auf den blendenden Zähnen, die der offene Mund zeigt. Die Brust weist eine klaffende Wunde.

Mornax steht auf und schüttelt den Kopf.

„Kann ich's ausdenken, daß du hier liegst,

kalt und starr, und ich weinbeschwert des Weges daherschwanke? Kann ich's ausdenken, weshalb ich hier juble, und du so traurig schweigst? Weshalb meine Adern heißes Leben durchströmt, und du hier verwehen mußt und warst doch sicherlich ein bess'rer Kerl als ich ...

„Ich kann's nicht ...“

Er hebt den Toten auf und legt ihn unter eine schützende Cypresse.

„Da schlafe, bis ich dich morgen sanfter betten lasse, du Stillter, schlaf ...“

... Und Morgen ging, — anders als er gekommen war. Er sah nicht mehr nach den betrunkenen Sternen, nicht mehr nach dem ausgelassenen Monde; ernst und still ging der Lyder in sein Zelt und legte sich nieder ...



Οιχόμεθ', οίχόμεθα πτανοί!
Alleß — o — alleß dahin — traumhaft!
Euripides.

I.

Flaccus war nach jener Versammlung auf der Freitreppe des Artemistempels, in der sein Auftreten eine so folgenschwere Wirkung nach sich zog, starrer Teilnahmslosigkeit verfallen. Stundenlang saß er in sich versunken mit gebeugtem Haupt, düster schweigend. Seine scharf geprägten Züge waren noch um einen Schatten blasser geworden, sein Mund, der immer einen bitteren Ausdruck wies, war nun über zusammengebissenen Zähnen herb geschlossen und zu zornig höhnischem Lächeln schmerzlich verzogen. Auf Faustas besorgte Fragen antwortete er kaum mit einem ungeduldig abwehrenden Kopfschütteln. Fausta verzehrte sich in Sorge um ihn; sie sah, wie die erlittene Demütigung ihn niederdrückte, indeß andere schwere Ängste sie heimsuchten. Langsam schlichen die Stunden in der Einsamkeit mit diesem starr schweigenden Blinden dahin.

Freudig fuhr Fausta auf, als Celers schwarzer Krauskopf eben am Eingang des Zeltes erschien, und der Händler ihr hastig hinauswinkte. Sie folgte ihm schnell.

„Wie entsetzlich blaß du bist, Fausta!“

Mit seiner schmalen, feinen Hand strich das

Mädchen die braunen Locken aus der Stirn, seine großen Augen schimmerten feucht.

„Was soll denn nun werden?“ seufzte Fausta.

„Was beunruhigt dich denn?“

„Sie werden uns fortjagen, Celer! Aus dem Lager weisen! Durch sein Eintreten für Krivos hat Flaccus sich erbitterte Feinde im Lager gemacht. Sie haben's uns schon angedroht. Die Sache liegt dem Feldherrn schon vor. Was fang' ich an? Wo soll ich hin, wenn sie uns fortjagen?“

„Verrückt ist er!“ rief Celer. „Ein Blinder wie er, hilflos, nur gelitten unter den Leuten, er hätte doch wirklich Grund, sich still zu verhalten.“

„Was thu ich, Celer? Bleib mir einen Rat!“

„Laß ihn sitzen. Er ist verrückt. Ihm kann niemand helfen! Hast nun wahrhaftig genug seinethalben gelitten! Er dankt dir's schön!“

Celer faßte Faustas Hand.

„Komm mit mir,“ sagte er, „sei mein Weib! Seit zwei Jahren werb' ich um dich. Durch Fügung der Götter treff' ich dich hier wieder; folg' ihrem Wink, sei mein! Komm mit! Wir ziehen fort und suchen eine Heimat. Ich habe Geld erspart, bin jung und fleißig und kann dir ein ruhiges Leben bieten. Komm, Fausta, komm mit!“

Sie zog ihre Hand aus der seinen und sah kopfschüttelnd vor sich hin.

„Natürlich,“ murrte Celer, „natürlich Flaccus, immer Flaccus, weiter kennst du niemanden!“

Diesem undankbaren, störrischen Blinden opferst du dich! Hast du noch nicht genug für ihn gethan? Ihm kannst du doch nicht helfen! Mit wahrer Wut richtet er sich und alle um ihn her zu Grunde! Komm mit mir, Fausta, ich bitte dich . . .“

Fausta machte eine Bewegung der Ungebuld.

„Ich weiß, ich weiß, Fausta, deinem Pflegevater Philo gabst du dein Wort, Flaccus nicht zu verlassen. Aber das ist Thorheit! Du verlierst doch so dein ganzes Leben!“

Sie schnitt ihm das Wort ab. „Genug!“

Sie biß sich auf die Lippen. Ihre Arme sanken ihr herab.

„Was fang' ich nur an?“

Erregt atmend stand Celer da, er stierte ins Leere, es zuckte um seinen Mund.

„Wenn nur ein anderer käme,“ leuchte er, „der Richtige, — — du gingst schon mit! . . .“

Mit ihren großen, lichten, grauen Augen sah sie ihn an, vor diesem langen, klagenden Blick verstummte er.

„Was fang' ich nur an?!“ seufzte sie wieder.

Einen Moment noch sah Celer in dieses blasse, edle Gesicht, in diese tiefen, trauernden Augen, die er vor sich sah bei Tag und Nacht, diese Augen, diese lieben Augen . . .

„Geh zum Feldherrn,“ sagte er, „zu Spartacus, erzähl' ihm . . . sag' ihm alles — alles, wie es ist . . . oder . . . oder . . . das ist noch besser, — zum Priester geh', geh' zu Amatus . . .“

„Zum Priester?“ fragte Fausta erstaunt.

„Ja. Einen Priester haben sie gewählt — diese Nacht, — einen Priester fürs ganze Heer. Zu ihm geh', das ist das Beste. Sie sagen, er sei gut und helfe gern. Geh' zu ihm! Gleich! Jetzt gleich! Vertrau's ihm an. Er wird dir's bei Spartacus auswirken! Er wird . . .“

Es leuchtete auf in Faustas Augen.

„Ich danke dir!“ sagte sie hastig, drückte Celer die Hand und huschte ins Zelt.

* * *

Inmitten des Lagers, auf dem höchsten der Hügel, die es besetzte, stand am freien Platze das Zelt des neuen Priesters. Einem Wahrzeichen gleich ragte es über dem Lager auf; sonst war es schmucklos, unterschied sich in nichts von den übrigen Zelten, weder Wachen noch Ordonnanzen standen an seinem Eingang, sein hochragender gesonderter Platz allein ließ ihm Auszeichnung. Als Amatus hier die erste Nacht verbracht hatte und am Morgen ins Freie trat, überraschte ihn ein in der Stille der Nacht vor seinem Zelte aufgerichteter Altar, ein mächtiger Bronzefuß, auf schweren, reich gezierten Löwenklauen ruhend, schlank sich erhebend zu riesiger Opferschale, silbergeschmückt von emsiger Künstlerhand. Aus dem Becken lohten rauchende Flammen auf.

In weitem Umkreise umstand eine ehrerbietige Menge den Platz, ein jeder mit einer Opfergabe. Der trug ein Brot, der führte einen Vock am Horn, einen Hahn brachte ein anderer, einer ein

weißwolliges Lamm. Vergoldete Römerharnische, Schwerter und Helme, viele reiche Beutestücke schleppten sie heran, sie ihrem neuen Heiligtum zu stiften.

Mild lächelnd sagte Amatus: „Einen Opferaltar habt ihr aufgerichtet. Opfert hier, soviel ihr mögt, nach seinem Drange jeder. Ich jedoch spreche mit meinem Gotte wie ein Kind mit seinem Vater. Kann ein Kind seinem Vater Geschenke bieten? Kann es auch nur versuchen, die Übergröße der Dankeschuld durch Gaben abzutragen?

„Nein! Meinem Gotte dankt man mit der Seele, und was ich euch ersehe, wird er der Inbrunst meiner Bitte allein gnädig gewähren.“

Mit großen, verständnislosen Augen sah die Menge ihren Priester an und ging kopfschüttelnd davon.

Es kamen andere. Mit hundert Anliegen ward Amatus bestürmt. Nichts war zu klein, zu nichtig keine Sorge, die sie nicht durch Mittlerschaft des Priesters der Gottheit anempfahlen. Seinen Liebestummer klagte der, der trug sein Schwert herzu, Amatus sollt' es weihen, damit es viele Feinde treffe und seinen Träger sicher schütze.

„Führ' du's nur treu und mutig,“ sagte Amatus, „besser wird es nicht geweiht.“

Der Krieger aber ging leuchtenden Blickes, die Hand des Priesters hatte auf der Klinge gelegen.

Mit einer Stirnwunde kam einer. „Es brennt wie lebendiges Feuer, ich komme von Sinnen!“

„Warst du beim Arzt?“

„Ja. Bei Silvanus!“

„Er wird dir's heilen. Wenn Menschen helfen können, soll man die Gottheit nicht angehen, die von so vielen andren um schwererer Leiden willen angerufen wird.“

Bei Totkranken aber und Sterbenden war Amatus' milder Trost und besänftigender Zuspruch gegenwärtig, so oft er verlangt ward.

Gleich nachdem Celer sie verlassen, hatte Fausta sich auf den Weg zum Priester gemacht. Eine große Menge Wartender fand sie bei dem hochgelegenen Zelte, der Priester war nicht anwesend, zu einem Sterbenden war er geholt worden.

Fausta ging zurück und fand Celer bei Flaccus.

Sie erzählte dem Händler leise, sie habe den Priester nicht angetroffen.

Mit mißtrauischer Miene lauschte Flaccus dem Geflüster der beiden.

Nach einer Stunde begleitete Celer seine Freundin zum Priesterzelt hinauf.

Die Menge der Wartenden hatte sich dort nicht verringert. Fausta nach sich ziehend, drängte Celer herzu, sich auf die Behen hebend und zwischen den Köpfen der vor ihm Stehenden hindurchlugend sagte er: „Der da, siehst du, der Große, Blasse, Bartlose mit den kurzen, braunen Locken in der weißen Toga, siehst du, der sich jetzt zu dem Kinde dort niederneigt . . . schön ist er . . .“

Auch Fausta hatte sich auf die Behen erhoben,

sie lugte durch die Menge hindurch, plötzlich stieß sie einen halb unterdrückten Schrei aus und packte Celer am Arm.

Celer wandte sich erschrocken zu ihr, totenblaß war sie geworden, er griff sie an der Schulter, Fausta wankte. Mit halb geschlossenen Augen, wie ohnmächtig lag sie in Celters Arm.

„Fausta, was ist dir?! Du bist krank!“

Sie schlug die Augen auf, sie riß sich von ihm los, wandte sich und stürmte den Hügel hinab. Celer folgte ihr nach, atemlos erreichte er sie.

„Fausta! Sag' mir doch! Was hast du?! Was ist dir?!“

Sie schüttelte fast zornig den Kopf und winkte Celer zu gehen.

„Willst du mir nicht sagen, Fausta . . .“

„Geh!“ sagte sie kurz und bestimmt.

Celer biß die Zähne zusammen und ging.

Fausta war stehen geblieben, mitten in dem lärmenden Treiben des Lagers stand sie und sah zu Boden, starr vor sich nieder. Ihr sonst so blaßes Gesicht glühte, ihre sonst so unbewegten sinnenden großen Augen funkelten und strahlten. Sie lächelte vor sich hin, schüttelte fortwährend leise den Kopf, als flüsterien ihr unsichtbare Erzähler beglückende, goldene, unglaubliche Märchen ins Ohr.

„Nein — nein —“ sagte sie, als müßte sie sich wehren, so Glückseliges zu glauben. „Nein — nein,“ hauchte sie und reckte die Arme hoch, als wollte sie sich stark machen in ihrem Un-

glauben. Dann wieder nickte sie traumverloren, als gälte es, gegen alle Zweifel sich zu überreden, dies holde Wunder wahrhaftig und wirklich zu glauben.

Aber immer wieder schüttelte sie den Kopf, der ihr sodann matt auf die Brust sank, ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie drückte gewaltsam ein aufsteigendes Schluchzen hinab und weinte lautlos der Unwiederbringlichkeit jener süßen Hoffnungen nach, die einen Moment lang in greifbarer Körperlichkeit ihr zauberhafte Bilder vorgegaukelt, deren holder Spuk nun, da sie mit nüchternen Gedanken geprüft, mit bewußten Augen gesehen wurden, zerfloß und zerstob wie schöne Träume vor dem blaffen Licht des Morgens.

Eine unsägliche Verzweiflung packte sie, eine grauenhafte Leere stieg in ihr auf; das ganze Entsetzten entschleierte sich ihr, das ganze Grauen klastete vor ihr auseinander wie ein gähnender, dräuender, bodenloser Abgrund, das Grauen der kommenden Tage, deren unabsehbare, endlos Reihe sie nun durchmessen sollte, eine brennende hoffnungslose Wüste, ihr junges langes Leben ohne diesen Glanz, der eben in einem seligen Momente märchenhaft erstrahlt war und nun erloschen sein sollte für immer, von dem nichts blieb — nichts, und dem nun Dunkel folgte, Hoffnungslosigkeit und dumpfe Trauer.

Fausta wandte sich und richtete die thränen-nassen, von durstender Sehnsucht flimmernden Augen nach jener Höhe zurück, da ihr eben diese himmlische Täuschung geworden. Es trieb sie

wie mit weißglühenden Eisenruten zurück an jenen Ort, noch einmal jenen süßen Schrecken zu fühlen, einmal noch jenes holbe Trugbild sich vorzaubern zu lassen, vielleicht, daß sie dann tot zu Boden sank und in der Wonne dieses Zaubers sterben durfte.

Sie that zwei Schritte vorwärts und hielt ein. Sie konnte — sie konnte nicht . . .

Sie bebte vor Furcht, sie hatte die Kraft nicht, dorthin zurückzukehren und zu sehen, daß sie sich getäuscht, daß diese holbe Täuschung nun in diesem Leben niemals — niemals wieder möglich war . . .

So widerstreitender heißer Empfindungen voll ward Fausta umhergetrieben im Lager, blind für alles um sie her, ganz nach innen gekehrt, einzig hingegeben den Erschütterungen, in denen ihre Seele bebte.

Es wurde dunkel, der Abend kam, eine schwere Mattigkeit ergriff ihre Glieder; Fausta blieb stehen, atmete tief auf, ihre Fäuste ballten sich, sie wandte sich um, richtete die Augen fest auf den nun im Schatten versinkenden Hügel, von dem ein verschwimmender weißer Punkt, das Priesterzelt, herniederschimmerte. Nun hob sie die Hände, faltete sie auf der Brust und ging durch die sich leerenden Zeltgassen mit starren Augen wie eine Schlafwandlerin den Weg zur Höhe hinan . . .

. . . Droben saß Amatus vor seinem Zelt und blickte über das Lager hin, auf das mit den Schatten der Nacht nun tiefer Friede hernieder-

fant. Leise strich der Wind durch die Büsche, sie nickten wie im Traum und neigten die Zweige nach hier und dort.

Woher . . . wohin? flüsterte das Laub. Der Wind gab keine Antwort . . .

Drüben am wolkenlosen tiefdunkelblauen Himmel löste sich ein Stern und flog darüber hin in leuchtendem Bogen und verschwand und erlosch . . . Woher? — Wohin? . . .

Der droben vor dem Zelt sitzend das Haupt in die Hand stützte, dachte seiner Kindheit, dachte der kommenden Zeit . . . woher? . . . wohin? . . .

„Xenos!“ . . .

Wie Geisterlaut schlug es an sein Ohr. Er lächelte schmerzlich vor sich hin.

Welche Zauberer sehnsüchtige Sinne sind! Wie zart und fein sie täuschen . . .

„Xenos!“

Amatus sprang auf, mit erschrocken Augen starrte er umher. Beide Hände an die Schläfen gepreßt stand er da und lauschte mit verhaltenem Atem in die Nacht hinaus. — Da, — zehn Schritte vor ihm, schimmerte etwas — wie ein Frauenkleid weißlich durch das Dunkel. Am Boden lag es, eine verschwommene Masse ohne Umriß . . .

„Xenos! Xenos! . . .“

Er stürzte hin, er neigte sich herab zu dem Weibe, das am Boden liegend rief.

Zwei Arme umfingen seinen Hals, eine Hand fuhr tastend ihm über Stirn und Wangen.

„Xenos! Xenos! . . .“

„Fausta!!“

... Jauchzen und Schluchzen, Jubel und Klage, Weinen und Lachen ...

Da standen sie und hielten sich umfassen, das Kind von Athen, ein bleiches, schlankes Mädchen nun, und er, der fremde, heimatlose Knabe von einst, heute der erwählte Gottespriester dieses Heers ...

Und stammelnd, mit bebenden Lippen, erzählten sie jetzt einander die Irrgänge ihrer Schicksale, und alles Weh, das diese jungen reinen Herzen erduldet, das schwand wie Nebelschatten vor der Süßigkeit des Wiederfindens, vor der Wonne ihres Beisammenseins ... Mit großen Augen blickten goldene Sterne hernieder auf diese zwei seligen, glückseligen Menschenfinder ...

II.

Am nächsten Morgen begab sich Amatus in das Feldherrnzelt. Er mußte im Vorraum verweilen, da eine Beratung mit den Obersten und Hauptleuten stattfand.

Spartacus, dem des Amatus Besuch sogleich gemeldet ward, trat sofort heraus und ersuchte den Priester, eine kurze Weile zu verziehen. Dann kehrte der Feldherr wieder zur Beratung in das Innere des Zeltes zurück, aus dem Stimmengewirr erregter Männer herausklang. Jetzt hörte man Spartacus mit erhobener Stimme drinnen sprechen, dann vernahm man einen kurzen Streit, einen heftigen Wortwechsel, und plötzlich stürmten mit hochroten Köpfen zwei Offiziere in funkelnden Rüstungen in den Vorraum. „Cannicius!! Castus!!! . . .“ donnerte des Feldherrn Stimme hinter ihnen drein. Ohne dieses Rufes zu achten, stampften die Beiden mit allen Gebärden der Wut hinaus. geraume Zeit danach verließ der Haufen der Obersten und Hauptleute, alle mit erregten Mienen, das Zelt.

Jetzt trat Spartacus in den Vorraum, mit bargerechter Rechten kam er auf Amatus zu,

seine Augen blitzten leidenschaftlich. Sein bärtiges Gesicht glühte.

„Verzeihung, mein Lieber, des langen Wartens wegen. Es ziemt sich freilich wenig, daß du im Vorraum sitzen und warten mußt. Ich möchte dich bitten, in Zukunft mich zu dir zu bestellen, wenn du meiner bedarfst.“

„Ich, der Jüngere, kann getrost hier warten, wann du Wichtiges vor hast.“

„Es giebt nichts Wichtigeres im Heere als deine Angelegenheiten, Amatus. Als das höchste hier gilt mir dein Amt, und keinerlei Ehrenbezeugung scheint mir zu gut für unseren Priester.“

Amatus errötete tief.

„Heut,“ sagte er, „wollt' ich zwar dein Gehör nur in der Angelegenheit eines Einzelnen erbitten; ich sehe jedoch, du bist äußerst beschäftigt und erregt, und so will ich denn, wenn du erlaubst, zu gelegenerer Zeit . . .“

„Nicht doch,“ rief Spartacus, hastig strich er seinen vollen blonden Bart, als wollt' er sich zur Ruhe zwingen.

„Ich bitte dich, Amatus, tritt ein. Ich bin nicht erregt! Will nicht erregt sein! Meine Geschäfte für diesen Morgen sind erledigt, — also —“

Er schob den Vorhang beiseit und ließ Amatus eintreten. Sie setzten sich.

„Hast du die Ausweisung eines Blinden aus dem Lager verfügt?“ fragte Amatus.

„Eines Blinden?“ Spartacus stützte den Kopf auf den Tisch, der von Plänen und Karten bedeckt war.

„Eines Blinden, Feldherr, namens Flaccus. Er wird beschuldigt, die Leute des Krivos in der Versammlung aufgehetzt und an dem Untergange der Kelten solcher Art sich mitschuldig gemacht zu haben. Zum dritten Standquartier gehört er.“

„O ja. Ich weiß schon. Eumenes, der Befehlshaber der dritten Abteilung sprach mir heute davon. Ja, ja — heute Mittag sollte der Blinde vernommen werden. Was ist mit dem Manne?“

„Ein hilfloser blinder Mensch, dem nichts als deine Gnade gasfliche Aufnahme gönnte, — führt hier im Heere Zwi:racht . . . Ist das nicht merkwürdig?“

„Merkwürdig?“

„Jeder andere in so hilfloser Lage wäre doch glücklich, hier gelitten zu sein. Ein Feuerkopf nur kann so tollkühn handeln, sich durch Wühlereien unmöglich zu machen.“

Spartacus wiegte nachdenklich den Kopf.

„Daß der Blinde,“ fuhr Amatus fort, „überhaupt hierher ins Lager kam, zeugt schon dafür, daß er ein ungewöhnlicher Mensch ist.“

„Weshalb?“

„Er lebte in Rom in ärmlichsten Verhältnissen zwar, aber doch vor Not geschützt durch das Erträgnis eines kleinen Blumenhandels, den das Mädchen betrieb, in dessen Begleitung er zu uns kam. Als Flaccus von dir hörte, Spartacus, und deinen Siegen, zwang er das Mädchen, sein kleines Geschäft aufzugeben und die gefährliche Wanderschaft ins Sklavenheer mit ihm, dem Blinden, zu unternehmen.“

„Zu welchem Zweck?“

„Es litt ihn länger nicht in Rom. Deine Thaten begeisterten ihn, deine Unternehmungen beschäftigten ihn unablässig. Eine neue Zeit sei angebrochen, meinte er, und er müsse dabei sein, da die Welt nun neu geboren werde.“

Spartacus lächelte schmerzlich.

„Dunkel, Feldherr, sind die Tiefen dieser Seele. Mich dünkt, der ruhelose Geist dieses Unglücklichen erhoffte hier Bethätigung. Da er sie nicht fand, ergriff ihn Mißmut; er, dein begeisterter Bewunderer, schloß sich den Unzufriedenen an und nahm Teil an ihrem schuldvollen Beginnen.“

Spartacus nickte.

„Nun weiß ich gewiß, mit Milde allein kannst du diese 70,000 Menschen nicht regieren. Das Vergehen dieses unglücklichen Blinden aber, bemüß dich zu verstehen — ich bitte dich. . .“

„Verstehen? . . .“

„Du wirst vielleicht begreifen, wie er wurde, was er ist, wenn ich dir nun erzählen darf. . .“

Mit einer Handbewegung bat Spartacus, fortzufahren, er verschränkte die Arme auf der breiten Brust, das mächtige, von blondem Gelock umwallte Haupt gesenkt, hörte er zu.

„Flaccus ist eines römischen Patriziers Sohn. . .“

„Unehelicher Sohn, meinst du. . .“

„. . . Nein! Ehelicher, legitimer Sohn. Aus konsularischem Geschlechte stammte der Vater, alle Würden des Staates trugen seine Ahnen.“

Einem der besten Häuser Roms war er entsprossen; aber er war ein roher, gewaltthätiger, in alle Laster versunkener Mann, — der Vater des Blinden. Sein Lebenswandel häufte Schande auf ihn, binnen kurzem bracht' er sein großes Erbe durch, ward aus dem Ritterstande ausgeschlossen und stürzte seine junge Frau in tiefes Elend. In seiner Verkommenheit erhob er Zweifel an der Echtheit seines Sohnes, beschimpfte solcher Art sein Weib und verstieß seinen Sohn. Unter die Landsklaven eines Zechbruders steckte er das Kind. Sein junges Weib entfloh und suchte bei Verwandten in Athen Zuflucht. Nur die ihr Nächstehenden dort wußten etwas von ihren Schicksalen.

„Ein alter Freigelassener ihrer Familie zu Rom gab ihr zeitweise Nachricht von dem unglücklichen Kinde, das ebendort mit seinem gebrechlichen Körper im Elend der Sklaverei schrecklichem Siechtum verfiel, und in den giftigen Fieberhöhlen der Ergastulen als zehnjähriges Kind das Augenlicht verlor. Die Mutter war in Verzweiflung, Armut und schwere Krankheit hinderten sie, zur Rettung ihres Sohnes Schritte zu thun. Von den Verwandten ihres Mannes zu Rom, die sie brieflich um Hilfe anflehte, bekam sie keine Antwort. Sie selbst stand vereinzelt da und hatte niemanden. Während der Vater immer tiefer sank, wurde das erblindete Kind von jenem alten treuen Freigelassenen Philo vor dem Verhungern geschützt; als Sklave war es durch sein Gebrechen wertlos geworden, sein gewissenloser Herr hatte es auf

das Pflaster gesetzt und eine Verpflichtung, für den Knaben zu sorgen, nicht anerkannt. Mühselig brachte Philo den Knaben einige Jahre durch.

„Du mußt's also verstehen, wenn in diesem Unglücklichen die unbändige Seele des Vaters, von solchen Schicksalen gepeinigt, sich ausbäumt und von Bitterkeit erfüllt ist.“

„Wer erzählte dir dies alles?“

Amatus schlug einen Moment die Augen nieder, während wieder heiße Röthe in seine Wangen flog. Dann sagte er rasch entschlossen: „Die Schwester des Blinden.“

„Schwester?!“ —

„Ein halbes Jahr nach ihrer Ankunft in Athen gebar des Blinden Mutter ein Mädchen. Dieses Kind wuchs zu Athen auf. Es war kaum dreizehn Jahre alt, als neue Nachrichten von dem Blinden und seinem Elend aus Rom an die Mutter gelangten. Sie eröffnete sich nun ihrem zweiten Kinde und machte sich mit diesem, krank wie sie war, nach Rom auf. Sie überlebte die Reise nicht lange, und Philo nahm jetzt auch das zweite verwaiste Kind zu Rom in seine Obhut. Er erzog das Mädchen zum Hüter und zum Schutze des armen Blinden. Nie hat Flaccus erfahren, daß der verkommene Patricier Aulus sein Vater, daß Fausta seine Schwester sei. Seiner verbüßerten Seele ist diese herbste Bitterkeit durch Fürsorge der Mutter erspart worden.

„Für Philos Tochter sich ausgebend, nahm

Fausta sich ihres Bruders an. In dem Bodenverschlage einer achtstöckigen römischen Mietskaserne hausten die beiden verlassenen Patrizierkinder. Als Blumenhändlerin am Cirkus Maximus stehend, erwarb Fausta, ein halbes Kind noch, die arm-seligen paar Sesterzen, die ihren blinden Bruder, den letzten Sprossen eines glanzvollen Adels-hauses, vor Hunger schützten.

„Dies sind die Schicksale dieser zwei Menschen. Solche Lose zeitigt die in Fäulnis sich zersezende hohe Gesellschaft der Weltherrin Rom.“

„Ich selbst habe diesen Aulus gesehen, einen mißachteten, früh gealterten, verarmten Mann, zu Rom sah ich ihn, im Hause seiner Schwester Tullia, woselbst ich Pädagoge war. Am Ende hat Aulus seinen Lohn empfangen. Als er das Schloß seiner Schwester zu Bajae in Brand steckte, fiel er der Capuanischen Polizei in die Hand; zu Rom wurde er gerichtet.“

Spartacus sah schweigend vor sich hin.

„Darf ich um Milde bitten für diesen Blinden?“

Spartacus sah Amatus einen Moment nachdenklich an, dann nickte er zustimmend.

Amatus erhob sich.

„Ich danke dir.“

Spartacus strich über seine Stirn.

„Ich möchte dich öfter sehen, Amatus. Zum Freunde wünscht' ich dich mir. Es erfrischt mich, dich zu sehen. Dein Anblick, deine Stimme, deine Gegenwart üben einen merkwürdig be-sänftigenden Einfluß auf mein Wesen. Seh' ich

dich, — so schöpf' ich wieder Hoffnung — auf Momente.“

„Hoffnung, Feldherr, worauf? . . .“

Spartacus antwortete nicht, seine Augen erstarrten und blieben im Leeren haften. Dann reichte er Amatus die Hand. Dieser verließ schweigend das Zelt.

III.

Als Fausta von ihrem Wiedersehen mit Amatus zu Flaccus zurückkehrte, saß dieser, Mitternacht war nahe, noch wartend im Zelte.

Fausta hatte sich vorgenommen, dem Blinden zu verschweigen, daß sie in dem Priester ihren Lehrer aus Athen wiedergefunden, auch hatte sie Amatus, der Flaccus am nächsten Tage aufsuchen wollte, gebeten, hiervon abzustehen. Sie kannte des Blinden mißtrauisches Wesen und abstoßende Verschlossenheit gegen jeden Fremden.

So erzählte sie nun ihrem Bruder, der Priester sei spät heimgekommen, sie habe sehr lange auf ihn gewartet. Als er endlich kam, habe sie ihm ihre Sache ans Herz gelegt, er gab ihr die Zusicherung, sich beim Feldherrn nachdrücklichst für Flaccus' Begnadigung zu verwenden. Ihr sei ein Stein vom Herzen und ihre Dankbarkeit für Celer sei groß, daß er ihr diesen Rat gegeben.

Alles das hörte Flaccus schweigend mit an. Die langen Stunden hindurch, da Fausta fortgewesen, hatten schon die düstersten Gedanken in ihm geweckt. Jetzt, da er Faustas Bericht anhörte, nahm seine Erregung nur noch zu. Mit

dem feinen, scharfen, tastenden Ohre des Blinden hörte er aus Faustas Stimme, aus ihrem hastigen Sprechen etwas Fremdes heraus, etwas Neues. Es zitterte eine Erregung in dem, was sie sagte, in der Wahl ihrer Ausdrücke, in den gepreßten Pausen ihrer Erzählung, die es dem Blinden zur Gewißheit machte, Fausta verbarg ihm etwas.

Auf der Stelle richtete sein Verdacht sich gegen Celer. Die große Dankbarkeit Faustas für seinen Rat, sich an den Priester zu wenden, die häufigen Beratungen der beiden im Verlauf der zwei Tage, seitdem sie sich wiedergefunden, erhoben nun den schon in Rom qualvoll gehegten Verdacht des Blinden zur Gewißheit, zwischen Fausta und Celer bestanden Beziehungen, die, bisher vor ihm versteckt, jetzt klar zu Tage traten.

Eine maßlose Wut packte den Blinden.

Weber Bedenken noch Überlegung kannte er, eins nur herrschte in ihm: Leidenschaft. Und so hielt er sich nun nicht vor, daß eines Freigelassenen fremdes Kind ihn Jahre hindurch mit rührender Treue erhalten, beschützt und begleitet, ihm über jede Minute ihres Thuns und Lassens wie einem gestrengen Herrn Rechenschaft abgelegt hatte, hielt sich nicht vor, welche ungeheure Dankeschuld sie auf ihn gehäuft, und daß er niemals in diesem Leben sie werde erstaten können, nichts von alledem. In ihm kochte nur die Wut darüber, daß ein Geschöpf, das ihm gehörte, ihm dienstbar war, durch die Gewohnheit langer Jahre sein Besitz, ein Geschöpf, dessen

ganzes Sein bis heute ausgefüllt gewesen einzig durch die Sorge um sein Leben, daß dieses Wesen plötzlich nun mit eigenen Wünschen hervortrat und Interessen bekundete, die mit ihm, dem Blinden, nichts zu schaffen hatten.

Es war nicht etwa Besorgnis um seine Zukunft, nicht etwa die Furcht, er selber werde zu Grunde gehen, wenn sie ihn verließ, nichts hiervon. Seine herrische Seele empörte sich über die Unbotmäßigkeit jener Kreatur, über den unfühnbaren Verrat, den sie geübt, und brütete in schwarzer Düsterteit über die Strafe, die ihr zu verhängen war.

Flaccus sprach nicht mehr, auf keine Frage gab er Fausta Antwort. Er lachte nur höhnisch auf, als sie am nächsten Morgen zum Priester gehen zu wollen vorgab, um sich den Bescheid zu holen. Schmerzlich sah sie ihn an, sie öffnete die Lippen, aber sie sagte nichts, tief aufseufzend ging sie aus dem Zelt.

Flaccus sprang auf, ihr nachzustürzen. Er stieß gegen einen Stuhl, den er umwarf. Da stand er, der Blinde, mitten im Zelt hoch aufgerichtet, bleich wie ein Toter, seine weitgeöffneten glanzlosen schwarzen Augen rollten in ihren Höhlen verzweifelt hin und her, als suchten sie verächtlich nach einem Strahl des Lichts, der Faustas Verrat sie hätte schauen machen, seine Brust arbeitete wie im Krampf, seine Zähne knirschten aufeinander . . .

Jetzt ging sie hin, ihren Buhlen zu finden, diesen gemeinen Sandalenhändler, und er, er,

Flaccus, stand hier und konnt' ihr nicht nach, — stand wie an den Boden gewurzelt und konnt' ihr nicht nach, ihr diese Hinterlist, den frevelhaften Verrat strafend zu weisen. Jetzt schlüpfte sie in sein schmutziges Zelt und tauschte Küsse mit diesem elenden Knecht . . .

Er schluchzte auf . . .

„Flaccus!“

Der Blinde erschraf.

„Wer . . . wer ist da?“

„Ich bin es. Celer!“

„Du?!“ . . .

Der Händler war hereingetreten und hatte Flaccus die Hand auf die Schulter gelegt.

„Hat sie dich wieder allein gelassen? Ist sie wieder entwischt!? Wirst dich dran gewöhnen müssen, Brüderchen! Der saubere Priester da oben hat's ihr angethan. Ein hübsches Lärvochen hat das Bürschchen ja, und die Weiber im Lager sind mächtig hinter ihm her.

„Die keusche Fausta . . . haha! . . .

„Diese Bekanntschaft scheint übrigens alt. Als ich Fausta gestern rausbrachte, und sie den Kerl zum erstenmal von ferne sah, war sie ganz außer sich, sie zitterte, antwortete nicht mehr, schrie mich an und jagte mich fort. Ich folgte ihr von fern. Wie verrückt lief sie im Lager 'rum — stundenlang. Gegen Abend, als es hübsch dunkel geworden, ging sie zurück, und da gab's nun da oben ein Wiedersehen mit Küssen und Umarmungen . . .“

Ein Wutgeheul kam aus Flaccus' Munde.

„Ja, Kerlchen, eben jetzt, da wir hier sprechen, wird wohl im Priesterzelt oben wahrscheinlich wieder herzlich geküßt . . .“

„Ich will hin! Will hin!“ schrie Flaccus, sein Kopf glühte, Schaum stand vor seinem Munde, an allen Gliedern zitterte er.

„Mir recht, Bruderherz, komm!“ . . .

Celer führte Flaccus aus dem Zelte. Sie eilten durch das Lager, als sie dem Priesterhügel näher kamen, bemerkten sie erregte Gruppen, die mit heftigen Gebärden nach dem Priesterzelt hinaufwiesen.

„Frevel! Altarschändung! Lästerung!“

Diese Worte tönten aus den leidenschaftlichen Gesprächen heraus.

Celer blieb stehen und fragte einen Schleuderschützen, was geschehen sei.

Der Mann wies nach dem Hügel.

„Totschlagen sollten sie den Hund! Er hat den Altar umgestürzt!“

Auf weitere Fragen antwortete der Krieger mit einer Flut gemeiner Schmähungen gegen den Priester.

Hastig zog Flaccus den Händler mit sich fort. Sie eilten den Hügel hinan.

Dumpfes Stimmengewirr droben, erregtes Geschrei.

Um das Zelt des Amatus drängt sich eine lärmende Menge. Vor dem Zelte liegt der Opferaltar umgestürzt im Staube. Am Eingang zum Zelte steht Amatus, vor ihm, mit hochroten Köpfen die beiden Obersten Cannicius und Castus.

Rings lautes, wütendes Gebrüll. „Altarschänder! Gotteslästerer! Frevler! Steckt sein Zelt in Brand! Schlagt ihn nieder! Tötet ihn!“ Geballte Fäuste schütteln sie dem Priester entgegen.

„Ruhe! Ruhe!“

Cannicius winkt, mit vorgehaltenen Speißen drängen seine Freunde die anstürmende Masse zurück. Castus, ein unterseßter dicker Reiteroberst mit glattrasiertem Gesicht und kurzem Haar und einer scharfen schneidenden Stimme donnert Amatus an.

„Du hast den Altar umgestürzt!“

„Ich that es nicht!“

„Wagst du zu leugnen!“ schreit Castus und packt Amatus an der Schulter.

Ein thrakischer Gladiator springt herzu.

„Du rührst den Priester an!?!“ Er reißt sein Schwert heraus.

„Laß los — oder . . .“

Castus läßt die Hand von Amatus und weicht zurück, er brüllt: „Den Altar hat er umgestürzt!“

Totenblaß steht Amatus da.

„Das that ich nicht,“ erwidert er ruhig.

„Hast du dich nicht zu opfern geweigert?!“ schreit Castus.

„Das that ich. Doch den Altar stürzte ich nicht um!“

Nun brüllt die Menge auf.

„Keine Opfer! Keine Opfer will er! Duldet keine Opfer! Er hat den Altar umgestürzt! Der Priester! Der Priester hat ihn umgestürzt! Heraus

mit ihm! Pakt ihn! Greift ihn! Schlagt ihn tot!"

Mit gezücktem Schwerte stellt der mächtige Thraker sich vor Amatus auf. „Zurück ihr!"

„Pakt ihn! Greift ihn! Nieder mit ihm!"

Der Thraker schwingt sein Schwert. „Des Todes, wer einen Schritt noch näher kommt!"

„Du thrakischer Hund! Fort mit dir! Stoßt ihn nieder! Los auf ihn! Schlagt tot! Schlagt tot! . . ."

„Der Feldherr! Der Feldherr kommt!!"

„Spartacus! Spartacus!"

Alles weicht auseinander.

Mit einigen Obersten, einem Haufen Schwerbewaffneter eilt Spartacus herzu. Er selbst ist ohne Harnisch, ohne Schwert.

Jetzt steht er neben Amatus.

Cannicius und Castus treten einige Schritte zurück.

„Was soll das bloße Schwert?" herrscht Spartacus den Thraker an.

„Zog ich's nicht, Feldherr, hätten sie den Priester hier erschlagen." -

„Was sagst du?!"

In der Menge finden drei Schreier ihren Mut wieder.

„Er hat den Altar umgestürzt!"

„Er lästert!"

„Er ist ein Frevler!"

Spartacus hebt erstaunt die Augen und blickt umher. Sofort wird's still.

„Cannicius und Castus," fragt Spartacus, „was treibt ihr hier?"

„Den Altarschänder strafen — wollen wir!“
ruft Castus.

„Vor einer halben Stunde,“ sagt Spartacus mit Ruhe, „vor einer halben Stunde beschied ich euch zu mir. Ihr kamt nicht.“

„Hier gab's zu thun!“ erwidert Cannicius trozig.

„Strabon!“ ruft Spartacus.

Aus der Mitte der Obersten tritt einer vor.

„Feldherr?“

„Diese zwei führ' auf der Stelle in mein Zelt!“

Augenrollend brüllt Castus: „Wir kommen ohnehin! Wissen den Weg!“

Spartacus richtet sich auf.

Strabon winkt, im Nu sind Cannicius und Castus von Schwerbewaffneten umgeben und werden fortgeführt.

Lautlos steht die Menge rings.

Spartacus wendet sich zu Amatus.

„Sag, was geschah hier?“

„Feldherr, als ich morgens aus meinem Zelte trat, lag dieser Altar umgestürzt. Ich schwöre bei meinem Leben, bei der ewigen Gottheit schwör' ich, dieses Frevels bin ich unschuldig. Im Schutz der Nacht geschah er, um mich zu verderben.“

„Ihr hört's!“ ruft Spartacus. „Schämt euch! Schämt euch und geht! Denkt nach, durch welche Buße ihr diesen Frevel sühnt! — Seht da . . .“

. . . Mit zitternden Händen, unter Beihilfe herzuspringender Krieger richtet Amatus den

umgestürzten Altar wieder auf, indeß die erbitterte, verheßte Menge sich lautlos verläuft.

* * *

Spartacus trat mit Amatus ins Zelt.

„Ich bitte dich,“ sagte der Feldherr, „laß dir dies Geschehnis nicht allzu nahe gehen. Allem Neuen sind die Menschen feind. Ihr Sinn ist zäh und hängt am Hergebrachten. Ehe sie sich mühen zu begreifen, wie herrlich dein Amt ist, verwerfen sie's lieber, das ist bequemer.“

„Ich bedarf keines Trostes, Feldherr. Auch ich kenne die Menschen.“

Spartacus setzte sich, er stützte den Kopf auf und sah zu Boden.

„Mich quält das Bedenken, Amatus, ob die Idee deiner Priesterschaft nicht doch zu groß gefaßt sei für diese gemischte Menge. Ich fürchte, sie ist dem Gedanken nicht reif.“

„Wozu ist sie denn reif, Spartacus? Ist es im Interesse des Fortschreitens nicht besser, der Menge zu viel zuzutrauen, als zu wenig? Hättest du dein Werk auch nur begonnen in solchem Zweifel?“

Spartacus blickte auf.

„Ich? ... Ich war ein fertiger Mann damals, fertig mit der Welt, mit dem Leben. Brachte das erste Treffen am Vesuv mir den Tod, — ich hatte damit gerechnet. — Aber du — du stehst doch am Beginn, dir soll doch die Welt sich erst aufthun. Du hast doch noch alles zu fordern vom Leben, du — — —“

„Nichts fordere ich, Feldherr, als die hohe Würdigung, neben dir als ein geringer Diener deinem großen Werke zu nützen. Hältst du mich dessen wert, so ist mir Größeres geworden, als die dunklen Anfänge meines armen Lebens mich jemals träumen ließen. — — Aber — du verweilst dich, Feldherr, die beiden Obersten erwarten dich in deinem Zelt.“

„Zu ihnen komme ich noch früh genug, Amatus. Ich muß sie strafen. Gestern früh, als du zu mir kamst, war Beratung. Ich hatte den Obersten und Hauptleuten mitgeteilt, wir würden in kurzem das Lager abbrechen und weiterziehen.“

„Man fragte mich, wohin?“

Ich wich den Fragen aus. Unter den Obersten sind mehrere, denen ich nicht ganz traue. Auch war der Zuzug in das Lager die letzte Zeit so ungeheuer, die zugezogenen Elemente sind so wenig geprüft worden, daß die Geheimhaltung meiner Pläne im Interesse des Ganzen jetzt nötig scheint.

„Ich habe Nachricht, daß Rom, von seinen Mißerfolgen gegen mich erbittert, sich eben zu nachdrücklichstem Widerstande aufrafft. Der Senat hat den Licinius Crassus zum Feldherrn gegen uns erwählt. Das ist kein schwacher Gegner. Ein großer Teil des Adels hat freiwillig am Feldzuge teilzunehmen sich erboten, und Crassus hat bereits erreicht, daß man die Legionen, die in Spanien gegen Sertorius fochten, nach Italien ruft. Wahrscheinlich führt Pompeius selbst sie her.“

„Es wird nun ernst.

Ein Zusammenstoß mit Crassus wird unvermeidlich sein. Unsere Stellung hier im Hügelland ist nicht zum Schlagen günstig. Wir müssen fort; einen anderen Punkt hab' ich mir ausersehen. Ist Crassus besiegt, dann will ich, was ich längst schon plane, die Alpen übersteigen. Haben wir Italien erst im Rücken, so ist etwas doch erreicht! Dann soll jeder seinen Weg sich wählen, in die Heimat zurückkehren oder sich eine neue suchen. Wir dürfen nicht lange mehr beisammen bleiben, hierfür sind tausend Gründe...

Kurzum als ich den Obersten bekannt gab, daß wir nun baldigst weiterziehen, that Cannicius an mich die Frage: 'Wohin?'

„Nach Norden!' sagt' ich.

„Er fragte wiederum: 'Wohin?'

„Hierauf verweigert' ich die Antwort mit der Begründung, die ich dir vorhin gab.

„Sofort sprang Cannicius auf und sagte, daß er nunmehr darauf verzichte, am Kriegsrat teilzunehmen. Er ging, ihm folgte Castus. Ich rief die zwei zurück. Sie hörten nicht. Eine Stunde später beschied ich sie zu mir. Sie kamen nicht.

„Heut Morgen wiederum das Gleiche. Die offene Rebellion somit. Leb' wohl! Mit diesen Beiden red' ich jetzt ein Wort!“...

IV.

Als Spartacus in sein Zelt zurückkehrte, fiel ihm auf, daß von den Reitern des Castus und den Bogenschützen des Cannicius ganze Scharen in der Umgebung des Feldherrnzeltcs in Gruppen umherstanden.

Einen Moment bedachte Spartacus, ob er nicht, da er mit diesen beiden Obersten jetzt Abrechnung halten mußte, für alle Fälle eine Abtheilung seiner schwerbewaffneten Thraker sollte antreten lassen. Er verwarf das, es lag ihm daran den Anschein zu meiden, als fürchte er eine ernsthafte Empörung.

Jetzt trat er in das Zelt.

Strabon und viele Ordonnanzen standen im Vorraum.

Sogleich kamen dem Feldherrn die beiden Obersten entgegen.

„Weshalb hast du uns wie Gefangene ins Zelt führen lassen?“ fragte Cannicius zornig.

„Wir wären auch ohne Bedeckung gekommen!“ polterte Castus. „Wir haben dir manches zu sagen!“

„Vorerst,“ erwiderte Spartacus ruhig, „erlaubt, daß ich e u ch etwas sage. Ihr habt mir drei-

mal den Gehorsam verweigert. So entsetz' ich euch. Ihr seid keine Obersten mehr."

"Ganz recht," sagte Castus, "wir sind keine Obersten mehr. Wir wissen es."

"Deshalb eben," bemerkte Cannicius, "wollten wir kommen. Hier, sieh diese Urkunde von zwanzig Hauptleuten und zwei Obersten unterzeichnet."

Er überreichte ein großes gerolltes Pergament.

"Du wirst daraus entnehmen," setzte Cannicius hinzu, "daß wir zwei zu Feldherren ernannt sind neben dir. Fortan kannst du ohne unsere Zustimmung keinen Befehl mehr erteilen."

"Wir erheben Einspruch," rief Castus, "gegen den Marschbefehl für morgen."

Bedächtig entrollte Spartacus das Pergament, dann riß er's mitten durch.

"Ist das deine Antwort?!" schrie Cannicius.

"Nein," erwiderte Spartacus, "die bekommt ihr gleich!"

Er rief Strabon heran und sagte ihm ein leises Wort.

Cannicius und Castus griffen ans Schwert.

Noch eh' sie's gezogen, hatten sich auf jeden von ihnen fünf Thraker gestürzt. Die beiden Obersten wurden gebunden. Sie schrieen laut um Hilfe.

Draußen hörte man den Tumult.

Die Menge stürmte an.

"Herbei! Herbei! Sie töten die Feldherren! Zu Hilfe! Mord! Das Zelt gestürmt!"

Zu Hilfe! Heraus die zwei!"

„Gebt sie heraus!“

Spartacus horchte auf, er trat aus dem Zelte. Noch war der alte Bann nicht gewichen, die Schreier verstummten und traten zurück. Mit erhobenem Haupte stand Spartacus da, von allen Seiten strömten die Menschen herzu. Eine gewaltige Schar, darunter viele Hauptleute und Obersten, sammelte sich sofort um Spartacus.

„Was wollt ihr?“ fragte der Feldherr.

Einen Moment schwieg alles beklommen.

Einer von Castus' Reitern, ein Rottenführer, trat vor.

„Du hast die beiden Feldherren binden lassen?“

„Hier giebt's nur einen Feldherrn.“

„Wir haben noch zwei ernannt.“

„Bis gestern waren sie Obersten, jetzt sind sie Gefangene und werden von Obersten gerichtet und hart bestraft.“

„Feldherren sind sie wie du! Wir haben sie ernannt!“

„Strabon!“ rief Spartacus.

Ein Wink und der Rottenführer wurde entwaffnet und abgeführt.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!“ schrie er.

„Rühre dich keiner!“ donnerte Spartacus.

„Eumenes und Neander sind Obersten statt Cannicius und Castus. Sie sind hiermit ernannt. Tretet in mein Zelt, ihr zwei! Morgen früh mit Tagesanbruch ist das Heer marschbereit. Heut Nachmittag werden die Obersten zur Beratung bei mir erscheinen. Die Stunde wird noch festgesetzt.“

„Ist sonst noch jemand, der etwas zu sagen wünscht?“

Tiefes Schweigen.

„Niemand. Gut denn. Räumt den Platz nun!“

Sie zögerten.

„Geht!“

Langsam, mit dumpfem Murren zogen sie ab.

*

*

*

Spartacus trat ins Zelt. Mit Handschlag verpflichtete er die beiden neuen Obersten, sodann befahl er ihnen, ihre beiden Abteilungen sofort zusammentreten zu lassen.

Gegen Abend hing folgender Anschlag in allen Teilen des Lagers:

„Brüder! Zu entscheidendem Schlage rafft Rom sich gegen uns auf. Zum Feldherrn in diesem Kriege ist Crassus ernannt, dessen Unterfeldherr Mummius mit erlesenen Legionen in Eilmärschen eben gegen uns anzieht.

Es gilt nun Sieg oder Tod.

Angeichts solcher Gefahren ist eisernes Zusammenhalten Gebot. Unser Sieg ist nur möglich, wenn die Befehle des Feldherrn unbedingten Gehorsam finden. Spartacus hat keinen Wunsch als die Rettung seiner Brüder. So mögen sie ihm denn treu und vertrauensvoll in diese heißen Kämpfe folgen.“

*

*

*

Unter den Leuten des Cannicius und des Castus herrschte wilde Gährung; die beiden hatten eifrige Freunde. Die Leute waren erbittert über

die Schmach, die ihnen widerfahren, sie konnten es nicht verwinden, daß ihre zwei zu Feldherren erwählten Obersten wie ein paar Strauchdiebe gefesselt ihrer Beurteilung harrten.

Die ohnmächtige Wut, die nicht wagt, in offener Empörung ihr Recht zu suchen, machte nun jene Unzufriedenen zu geheimen Verschwörern. Ihnen gesellten sich die religiösen Fanatiker zu, die sich's nicht ausreden ließen, daß Amatus, dem ihm verhaßten Opferdienst zur Schmach, den Altar umgestürzt. In den Abteilungen des Cannicius und des Castus waren viele Orientalen, Perser, Meder, Lyber, Parther und Inder. Daß ihre Obersten gefesselt in Gewahrsam lagen, daß ihr Opferdienst geschändet war, beides fraß an ihren Herzen.

In den flüchtigen Gruppen, zu denen sie mit finsternen Blicken und geballten Fäusten zusammentraten, tauchte Flaccus häufig auf an diesem Tage, Flaccus von Celer geführt. Überallhin horchte der Blinde mit dürstendem Ohre auf diese halb geflüsterten zischenden Wutlaute, und wohin er kam, da flüsterte auch er ein Wort in die Gruppen hinein, das einer geheimen Parole gleich in den zwei Abteilungen von Mund zu Munde ging. Als der Abend kam, war in den beiden Truppenteilen, die eben vor ihren neuen Befehlshabern zusammengetreten waren, ein schwarzer Racheplan vollendet, finster wie die Seele, die ihn geboren . . .

Als es nun dunkel wurde, wollte Celer den Blinden in sein Zelt geleiten. Flaccus wehrte sich.

„Geh,“ sagte Celer, „Fausta wird Verdacht schöpfen.“

Flaccus zuckte die Achseln. Er biß die Zähne zusammen, ein unbeschreibliches Lächeln ging über seine erzenen scharfen Züge.

„Kann ich dies schon nicht sehen,“ murmelte er, „hören muß ich es und kostet's mich mein Leben.“

Fausta wartete die halbe Nacht auf ihren Bruder, er kam nicht. Daß er mit Celer geheime Dinge trieb, hatte sie heute bemerkt, daß beide ihre Gesellschaft mieden, fiel ihr auf. Die plötzliche Gemeinschaft der beiden verhiieß nichts Gutes.

Als Fausta gegen Abend Flaccus gesucht, hatte sie ihn in einem Haufen geheim beratender Krieger gesehen, auf deren gebräunten Zügen die Wut lag. Fausta war herangetreten, um Flaccus zu rufen, man hatte sie barsch angefahren und fortgewiesen. Das Lager war voll von Zwist und Aufregung, überall leidenschaftlich streitende Gruppen, erhitzte Köpfe und zornblitzende Augen.

Alle diese Wahrnehmungen, die Fausta heute mit halb unbewußten Augen gemacht, traten jetzt da sie in der Stille der Nacht auf ihren Bruder wartete, deutlich vor ihre Seele und weckten ihr unsägliche Bangigkeit. Sie sorgte, Flaccus möchte, wiederum in aufrührerische Händel sich verstricken und dem Drange seiner erbitterten Seele folgend, an den Wühlereien der Unzufriedenen sich beteiligen. Wahrscheinlich planten sie wieder Un-

glückseliges gegen Spartacus und suchten zum andernmale ihren persönlichen Leidenschaften, ihrem Ehrgeiz, ihrer Rachsucht zuliebe das gesamte Sklavenheer an den Rand des Abgrundes zu bringen.

Bündstoff genug war vorhanden, die Verhaftung der zwei Obersten, der Umsturz des Opferaltars — — — — —

Fausta hielt plötzlich ein in ihren Gedanken, ein lähmender Schreck durchzuckte sie, ihre lichtgrauen Augen weiteten sich angstvoll groß und starrten in die Schatten dieses engen, halbdunklen Zeltes, das eine kleine Lampe nur notdürftig erhellte. Dann fuhr Fausta blitzschnell mit ihren schmalen, schneeweißen Händen an die hämmern- den Schläfen, sie atmete mühsam mit halb geöffnetem Munde und lauschte mit klopfenden Pulsen in die Stille dieser schrecklichen Nacht hinaus. Fausta schrie auf. War das nicht ein Hilferuf? Sie lauschte wieder — nein — nein — nichts — alles still . . .

Jetzt sprang sie auf, riß ein schwarzes Tuch vom Lager, hüllte sich mit zitternden Händen hastig darein und stürzte, von bangen Ahnungen gejagt, ins Freie. Ihre Kniee wankten, sie stürmte fort in rasendem Lauf durch die öden Zeltgassen hin, ächzend lief sie, die Linke auf die Brust gedrückt, die ihr die Angst fast zersprengte. So stürmte Fausta wie ein gehektes Tier dem Priesterhügel zu . . .

Vielleicht täuschte sie sich, vielleicht war alles dieses nichts als die Ausgeburt ihrer erhitzten angstvollen Gedanken . . .

Nur weiter, nur fort, nur hinauf! Vor seinem Zelte wollte sie wachen und aus der Ruhe rings sich den Frieden wiederholen, die Rettung vor dieser entsetzlichen tötenden Furcht . . .

Sie flog den Hügel hinan, da klrte ein Eisen, wie wenn ein Messer an die Scheide schlägt; Fausta stürmte vorwärts.

„Halt!“

Aus dem Schatten eines Busches ward es halblaut gerufen, ein Mann tauchte aus dem Dunkel vor ihr auf.

„Zurück! Zurück, Weib! . . .“

Flüstern im Busch, Eisengeklirr . . .

„Zurück — Weib! Vom Hügel herunter! . . .“

Fausta wurde am Arm gepackt, gelbe Lichter tanzten vor ihren Augen, sie leuchte . . .

„Keinen Laut — du — ! Du bist des Todes! Kehr' um! . . .“

Eine eiserne Hand zerzte sie zurück.

Da holte Fausta tief Atem, mit einem Ruck riß sie sich los und jagte vorwärts. Ihrer Brust entrang sich ein gellender Angstschrei, — Todesfurcht aus geschnürter Kehle . . .

„Xenos!“ schrie Fausta, es gelte schaurig, „Xenos! — Mör—der!!! . . .“

Das letzte Wort erstarb auf ihren Lippen. Der kalte Stahl fuhr ihr ins große Herz . . .

V.

Über die Sterne, die vor der Dämmerung jetzt erblaffen, wälzen sich trübe, tief und schwer herniederhängende Wolken . . . der Morgen graut . . .

Da — mit dem düster grauen Regengewölk fliegt schwarze Botschaft über das Lager hin:

„Amatus ist tot!“

„Der Priester ist ermordet!“

Von Zelt zu Zelt wird es getragen.

Es schreckt die Schläfer auf; zum Priesterhügel strömt alles hinauf.

Die Wachen, die vom Todeschrei der Opfer angelockt zur Stelle eilten, fanden Amatus vor seinem Zelt am Boden liegen, von sechs Dolchstichen durchbohrt, und hundert Schritt davon die tote Fausta, ein Messer in der Brust; neben ihr kniete Flaccus, der Toten Haupt in seinem Schooße. Von den Thätern keine Spur. Um die Mörder befragt, antwortete der Blinde: „Die beiden mußten sterben.“

Mehr zu sprechen, vermocht ihn niemand, und so banden sie ihn und schleppten ihn in Gewahrsam.

Stumm ließ er's geschehen.

Drunten im Lager erhob sich Lärm und

Geschrei. Im Nu verbreitete sich droben auf dem Hügel die Nachricht, das Zelt, drin Cannicius und Castus gefangen lagen, sei gestürmt, und beide von ihren Freunden mit Gewalt befreit worden.

Jetzt umstand die Menge Kopf an Kopf in scheuem Schweigen den Leichnam des Priesters, kaum ein Flüstern ward gewagt . . .

Da öffnen sich die Reihen. Die um den Toten stehen, weichen zurück in weitem Kreise.

Der Feldherr kommt.

Vor dem blutigen Körper des erschlagenen Freundes steht Spartacus. Hoch aufgerichtet steht er, nur wenig hat er das Haupt geneigt. Die Blicke haften starr an des Toten bleichen Bügen.

Lange steht Spartacus so. Keinen Laut wagt die Menge, der Feldherr sieht sie nicht, und es versinkt ihm alles ringsumher . . . Er sieht den Toten nur. —

„Ist dies das Schicksal alles Edlen?

„Oder fiel er nur, weil er mir lieb war?

„Das ist der Fluch, der mich verfolgt: Alle, die ich liebe, müssen sterben . . .“

„Spartacus!“

Mitten in der Menge fällt dieser Ruf.

Spartacus fährt auf.

„Wer ruft mich?! Wer?!“

Mit wilden Augen blickt er umher. Soeben stürmt Castus triumphierend, sein Schwert in der Faust, auf den Platz.

„Du?! — Castus?“ ruft Spartacus. „Du?!
Wer hat —?!“

Die Hornesröte steigt ihm in die Stirn, er stürzt auf Castus zu. Einen Schritt vor ihm bleibt er stehen, streicht mit beiden Händen über die Schläfen, die mächtigen Arme sinken ihm matt herab, eine unsägliche Müdigkeit, ein unaussprechlicher Ekel liegt auf seinen Zügen.

„Gut“, murmelt er, „gut — laßt mich, laßt mich nur, — und weckt mich nicht zum Denken. Laßt mich den Toten sehen, laßt mich nur fühlen, daß das letzte Stück von meinem Herzen zu meinen Füßen leblos liegt . . .“

Jetzt schreit er auf: „Erschlagen! Erschlagen, Castus! Und der lebt, der das gethan?!! . . .“

„Du zuckst die Achsel, Bube, sieh, kaum hab' ich dich gepackt, da zitterst du und wankst! Ja! — laß dein Schwert nur fallen, denn das nützt dir nichts, — bist du in meiner Hand! . . .“

„Glender! Was that euch dieser Priester? . . .“ —

Wieder von Ekel übermannt, öffnet Spartacus die Fäuste, und der gepackte zitternde Castus entwischt ihm rasch . . .

Spartacus stiert zu Boden, dann lacht er höhnisch auf.

„Hahaha!“ — Wie mit sich selber sprechend murmelt er: „Mich wollten sie treffen. Der Streich galt mir! Sie haben mein Herz genau ergründet, haben's klar durchschaut. Ja — ja — das war die Stelle, da ihr mich am schwersten tragt. Das habt ihr meisterlich erfaßt. Den Ruhm muß ich euch lassen!“

„Aber Eins habt ihr vergessen! Das Messer, das den Priester traf, das mordete euch alle.“

Wißt es nur, was eure Sache an Adel in sich trug, in Ihm stellt' es sich dar. Die einzige Idee, die diesen Toten an seinen Platz berief, um berentwillen allein ihr würdig wart, zu leben, — sie habt ihr morden müssen, — — — hin ist nun euer Glanz, hin sind die Siege, wertlos, — nichtig alles — alles ungeschähen durch diese That . . .

„Was red' ich noch?! . . . — Seid ihr denn wert, daß ich ein einziges Wort an Euch verliere?

„Ach — geht — es ist nun aus!“

. . . Bei dem Toten kniet Spartacus. Der Platz wird leer, davongeschlichen ist der letzte Mann.

Spartacus hat seine Arme dem Freunde um den Hals geschlungen, — er neigt das Haupt — — und weint . . .

. . . Spartacus weint . . .

Bei den Resten des Letzten, den er liebte, weinte er, er weinte nun an den Trümmern seines Lebenswerkes . . .

*

*

*

Über die Hügel schwingt sich der Ton eines Hornes. Er weckt vielfachen Widerhall, von allen Höhen rings Signale.

Jetzt klirren die Schwerter, rasseln die Schilde, Helme, Rüstungen.

Was ist das?

Alarm. In fieberhafter Eile treten die Abteilungen zusammen, stellt das Sklavenheer sich vor dem Lager auf.

Vom Standorte der ersten Wache, von drüben, wo die Hügel sich gegen das Brachfeld senken, kommt ein atemloser Bote. „Der Feind! Von den Höhen gegen Mitternacht; ein Vortrab schoß die ersten Pfeile auf die Wachen! Fern wälzt es sich heran! Ein mächtiger Zug ergießt sich von den Höhen!“

„Wo ist der Feldherr?“

„Droben bei dem erschlagenen Priester!“

„Zu ihm! Rasch!“

Strabon und ein Haufe von Ordonnanzen stürzen den Hügel hinauf. Im Trabe wird des Feldherrn Roß heraufgeführt, Rüstung und Gewaffen hinaufgeschleppt. Noch immer, wie schlafend, kniet er bei dem Toten, hält dessen Arm umschlungen, sein Haupt ruht an Amatus' Brust.

„Feldherr, der Feind“ — —

Spartacus bleibt unbeweglich.

Strabon tritt heran, legt ihm die Hand auf die Schulter; wie aus tiefen Träumen fährt Spartacus auf.

„Hörst du die Hörner, Feldherr?! Der Feind ist da! Steh' auf! Führ' uns zur Schlacht!“

Spartacus schüttelt das Haupt, müde sinkt es ihm wieder auf die Brust des Toten.

„Der Feind bringt vor, Feldherr! Rasch, steh' auf! So höre doch! Alles ist verloren, wenn du nicht kommst! . . .“

Wieder hebt Spartacus den Kopf; seine Hand weist auf den Toten. „Weckt diesen erst! . . .“

„Spartacus! Feldherr! Laß das jetzt ruhen!

Der Feind steht vor dem Lager. Auf! Führe dein Heer! . . .“

„Laßt mich! Laßt mich! Geht! Ihr habt ja Feldherren! Geht doch nur . . .“

Cannicius und Castus waren herangesprengt, sie hörten diese Worte.

„Seht doch!“ schrie Castus, „das ist keine Treue! Jetzt in der Not verläßt er euch! Ja, er hat Recht! Ihr habt Feldherren! Cannicius und ich, wir führen euch! Auf, folgt uns nun!“

Laut jauchzten ihre Freunde ihnen zu, und wie ein Sturmwind jagte der Reitertrupp durch das verschanzte Lager auf das Blachfeld hinaus.

Hier oben ward es nun still, von drüben her tönte das Schmettern der Tuben, der Kampfprud der Hörner und wildes Kriegsgeschrei.

Eine Stunde war vergangen, da kamen sie gesenkten Blickes, die Rüstungen zerhauen, blutbespritzt, Strabon mit zwei Obersten. Spartacus saß am Boden und hielt des Toten Haupt in seinem Schooße.

„Feldherr, es geht schlecht. Castus fiel, der Führer fehlt. Wenn du jetzt nicht kommst, ist unser Ende da. Komm, Spartacus, erhebe dich. Komm, zeige dich den Deinen, und sie fassen wieder Mut! . . . Du schüttelst das Haupt?! O Spartacus, an diesem Augenblick hängt alles. Komm, komm! Hörst du das Siegesgeschrei der Römer? Hörst du? Sie bringen die alten Ketten wieder mit! Es darf nicht sein, daß alles, was geschah, um nichts geschehen sei! . . .“

Spartacus sah Strabon mit großen traurigen Augen an. „Wacht erst den Toten wieder auf.“

Strabon wandte sich verzweifelt ab.

„Spartacus verläßt die Seinen,“ rief er, „in der höchsten Not!“

— „Feldherr, sieh — dieses . . .“

Von den Obersten einer war herzugespungen, Spartacus' Schwert in der Faust.

„Mein Schwert,“ sagte der Feldherr unmutig, „was soll das?! Hab' ich dir das erlaubt?! Wie kommst du zu dem Schwert?!“

„Vergieb mir, Spartacus. Der Feind bringt jetzt ins Lager. Hörst du, ganz nahe schon tönt sein Siegesgeschrei!“

„Das Lager ist in wenigen Augenblicken verloren. Wir müssen fliehen.“

„Dieses Schwert — — soll es der Römer finden!? Nein! Der Feldherr ist uns tot. Dies sein verwaistes Schwert, womit er einst in der Arena focht, das Tausende erlöste, Tausende entmenschter Römer tötete, dies Schwert, das Unvergängliches gethan, von dem, der einst mit Heldenmut es führte, jetzt verlassen, soll keinem Römerhunde angehören! Mit diesem Schwerte — — flieh' ich!“ . . .

Spartacus sprang auf.

„Gieb her — das Schwert! Gieb — —“

Er riß es dem Manne aus der Hand.

Wie lieblosend strich er mit der Linken über das blanke Erz . . .

„Spartacus,“ schrie Strabon, „du hast das Eisen in der Faust, das ruhmgekrönte Schwert,

— Spartacus, Spartacus — zieht es dich nicht zur Schlacht?!"

„Mein Pferd! Meine Rüstung!"

Beide Hände riß Strabon auf zum Himmel.

„Dank! Dank! Dank den ewigen Göttern! Er kommt! Rasch die Rüstung her! Er kommt! Er kommt! O Jubel, — nun werden die zersprengten Reihen sich schließen, er kommt, er kommt, er bringt den Sieg mit sich und alles, alles wird wie es gewesen! . . ."

„Dies ist nicht wahr," sagte Spartacus, während sie ihm den Harnisch festschnallten, „gut wird nichts mehr, denn der dort — liegt erschlagen. Ich gehe jetzt mit euch, doch, daß ich gehe, wenn auch hoffnungslos, das liegt bei euch!

„Hier, bei dem Toten, schwört: wenn der Sieg errungen werden sollte, darf jeder, der, meinem Worte folgend, euch verläßt, um in der Welt sein Glück zu suchen, frei und ungehindert gehen. Dies schwört bei diesem Toten!"

„Bei dem Toten schwören wir's!"

„Nun denn — so kommt! . . ."

Rasch stiegen sie zu Pferde und jagten fort.

„Er kommt!"

„Spartacus kommt!"

Jubelgeschrei bei den Seinen, da jagt er über das Todesfeld, drohend flattert sein Helmbusch; der schwer Verwundete, am Boden sterbend, jauchzt mit brechendem Aug' ihm zu. Hinter ihm drein stürmt eine schwarze Wolke begeisterter, rasender, todverachtender Streiter.

Die Schlacht kommt zum Stehen, ein ver-

zweifelt es Ringen hebt an; jetzt wendet sich's,
und die Legionen weichen.

Spartacus kam, mit Spartacus der Sieg.

*

*

*

Während der geschlagene Unterfeldherr Mummius von seinem Vorgesetzten Crassus höchst ungnädig empfangen wurde, und der Oberbefehlshaber, ergrimmt über diese Niederlage, die grauenhafte, seit Jahrzehnten nicht angewandte Maßregel der Dezimierung an seinen besiegten Legionen strafend vornahm, herrschte im Sklavenheer Jubel und Freude. Nach den schweren inneren Zwistigkeiten diese Kraftprobe eines glänzenden Sieges über römische Kerntruppen, dieser große Erfolg, im ersten Treffen schon, gegen den so sehr gefürchteten neuen Feldherrn Crassus, — das war wohl Grund genug zur Freude.

Cannicius und Castus waren gefallen, und nun schloß sich das gesamte Sklavenheer, nachdem es wiederum gesehen, daß einzig Spartacus sein Kopf und seine Seele war, von neuem innig geeint um seinen großen Führer.

Spartacus nahm keinen Teil am Siegesjubel. Nachdenklich saß er in seinem Zelt allein; sein rechter Arm lag in der Binde, ein Speerwurf hatte ihn gestreift.

Es war gegen Abend. Strabon trat ein.

Er berichtete: auf die Aufforderung, das Heer zu verlassen und in die Heimat zurückzukehren, hätten sich kaum hundert Angehörige des Sklavenheeres gemeldet.

Am nächsten Morgen nach dem Begräbnis des Amatus würden, dem Befehl des Spartacus gemäß, die Scheidenden unter starker Bedeckung in die Nähe von Ancona geführt, woselbst, bei einem kleinen Fischerdorf am Strande des Adriatischen Meeres, drei Schiffe der Scheidenden harrten, um sie fortzuführen.

„Raum hundert . . .“ seufzte Spartacus.

„Der Sieg von gestern ist schuld daran.“

Spartacus nickte nachdenklich. „Der Sieg von gestern“ . . . murmelte er wehmütig.

Nun sprang er auf. „Führ' mich zu jenem Blinden, Strabon!“

Sie verließen beide das Zelt, gingen einige Schritte durch das Lager, das von Gesang und Musik widerhallte, und blieben dann vor einem Zelte stehen, vor dem zwei Schwerebewaffnete Wache hielten.

Nur Spartacus trat hinein, es war stockfinster in diesem Zelte.

Jetzt wurde eine Lampe gebracht, und Spartacus erblickte Flaccus, der gebunden auf einem Strohhaufen lag.

Sogleich ließ Spartacus den Blinden entfesseln, dann blieb er mit ihm allein.

„Wie heiß'st du?“ fragte er.

„Wer spricht mit mir?“ fragte der Blinde zurück.

„Spartacus!“

Sofort richtete der Blinde sich auf und erhob sich vom Boden, wankend stand er da. Spartacus ergriff ihn am Arm, um ihn zu stützen.

„Ich heiße Flaccus. Mich freut, daß du gekommen bist. Manches möcht' ich dir noch sagen.“

„Noch?! Meinst du vielleicht, ehe wir dich frei aus dem Lager gehen lassen?“

„Nein. Ehe ich sterben muß.“

„Sterben?!“

„Du wirst mich töten lassen.“

„So schuldig fühlst du dich?“

„Ich?!“ Flaccus schüttelte den Kopf. Das heiße Blut schoß in sein fahles Gesicht.

„Du,“ rief er, „du fühlst dich schuldig! Du — Spartacus!“

„Ach — du meinst, ich hätte den Priester getötet.“

„Ja. Das mein' ich!“

„So. Nun also, da du deine Strafe fürchtest, heuchelst du Wahnsinn, Flaccus? . . .“

Wieder schüttelte der Blinde den Kopf.

„Ich fürchte keine Strafe. Ich fürchte den Tod nicht. Was soll mir dieses Leben noch? Ich heuchle nicht Wahnsinn. Nie war ich klarer in meinem Geist, als heut.“

„Ich sage, du hast den Priester getötet, Spartacus. Daß du's mit eigenen Händen thatest, oder daß du des Priesters Tod gewollt hast, — sage ich nicht!“

„Das nennst du nun Klarheit, Flaccus. Weder durch meine Hand also, noch mit meinem Willen, ist der Priester gefallen. Aber doch meinst du, ich hab' ihn getötet.“

„So ist es, Spartacus. Und nichts Unklares

scheint mir dabei. Du hast des Priesters Tod verschuldet, als du ihn zum Priester und dich dieses offenbaren Betruges schuldig machtest.“

„Wiederum versteh' ich dich nicht, Flaccus.“

„Du wirst mich gleich verstehen.“

„Herrlich fängst du an, Spartacus. Einem Gott, gleich ersiehst du mir. Was können Götter Größeres thun, als Dulbende erlösen, Gefesselte befreien, wie du? Die du von Eisenketten aber befreitest, sie fesseltest du sodann mit schlimmeren Banden. Den Aberglauben pflanztest du ihnen ein, dem Wahne gabst du sie preis! . . .“

„Worte sind dies, Flaccus. Warum sagst du nicht, ich brachte ihnen den Trost des Glaubens?“

„Die Lüge — die Lüge brachtest du, Spartacus, denn du selber glaubtest nicht!“

„Wie — — kannst — du — — das wissen?“ sagte Spartacus zögernd und schlug die Augen nieder, als stünde er vor einem Sehenden.

„Das weiß ich, Spartacus, denn ich kenne dein Leben. Ich kenne die Stunde deines Lebens, die keines Gottes Gnade dich je vergessen machen kann.“

„So sage selbst: wüßtest du für sie eine Vergeltung? Wüßtest du, was dir ein Gott für dein Verlorenes wiedergeben könnte?“

„Glaubst du, daß es dir ein Gott wohl wiedergiebt? Daß er's erstehen läßt aus jenem thrakischen Abgrunde, daß er's dir wieder in die Arme legt?“

„Und thät' er's selbst, du könntest doch nie,

niemals des Augenblickes ledig werden, da dir das Einzige von Freundeshand vor deinen Augen hingemordet ward! Und wie dieser Eine Tag in deinem Leben, so stehen in dem meinen hundert und mehr. Ich habe gerufen in meinem Jammer, ich habe gefleht und gebetet, — ich bin nicht gehört worden. Seelenpein und Herzensmarter, Körperschmerz und Not an allem, das war mein Leben.

„Nein — nein — du und ich, wir glauben an keinen Gott! Glaubten wir, nur schreckliche Flüche schrie'n wir zu ihm hinauf!

„So hast du gelogen, Spartacus! Hast die Lüge zu den Menschen gebracht. Als dein Priester fiel, fielst du selbst, — ein streng gerichteter Lügner! . .“

Er hielt ein, ächzend rang er nach Luft, sonst war es still im Zelte, nur der Jubel der Siegesfeier drang lieberreich von draußen her gedämpft ins Zelt hinein . . .

Endlich sagte Spartacus: „Manches hast du gesehen, blinder Mann, doch vieles blieb dir dunkel. Wie mir, nahm dir das Leid den Glauben, — dies ist das Schwerste, was wir beide trugen.

„Das höchste Glück ist der Aufblick zu Gott, das beste Gut der Trost des Gebetes, — denn solches nur giebt Frieden . . .

„Hat uns beide das Leben so arm gemacht, daß es uns dieses entriß, wer gab uns das Recht, Glücklichere nun ebenso arm zu machen, wie wir selbst geworden?

„So leg' ich dir nun die Frage vor: wer von uns beiden that Recht? . . . Wer sündigte, Flaccus? . . . Ich, — der trostreichen Vetern einen Priester gab? — Du, — der Getröstete haßt und Tröstende tötet?

„Das überleg' dir.

„Morgen vielleicht schon ist es dir klar . . .“

Spartacus ging. —

Eine Stunde darauf erbroffelte sich Flaccus mit den Stricken seiner Fesseln.

* * *

Oben auf dem Priesterhügel war für Amatus das Grab gegraben worden. Abordnungen aller Truppenteile umstanden die Gruft. Soeben war der Tote hinabgesenkt worden . . .

Zu Häupten des Grabes stand Spartacus.

„So — nun Blumen, — nun streuet Blumen in das Grab. — Wartet, — einmal noch — blicket hinab, bevor ihr euer Glück verschüttet . . .

„Fahr' wohl — Amatus . . .“

Spartacus barg das Haupt in den Falten seines Mantels und wandte sich ab.

Das Grab wurde geschlossen.

Reisefertig stand die Schar der Scheidenden.

Strabon meldete dem Feldherrn, sie wollten Abschied nehmen.

Spartacus ging hinüber und des Händeschüttelns und des Dankens war kein Ende.

Jehuda trat heran, die rotgeweinten Augen verlegen zu Boden schlagend.

„Ich weiß,“ sagte Spartacus, „ein teurer

Freund ward dir begraben. — Ist dies dein Weib?“ —

„Ja, Feldherr.“

„Wo zieht ihr hin?“

„Noch wissen wir's nicht sicher, wo wir uns niederlassen. Es ist auch gleich. Wir selbst sind uns das Glück. Wo Mann und Weib in Liebe beieinander sind, ist ihre Heimat.“

„Ja, Herr, wer ein Weib gewann, wie dieses, der ist des Schicksals Liebling!“

Ein Zucken ging über Spartacus' Züge, sein Auge verlor sich im Leeren und tiefernst, wie mit sich selber redend, sagte er: „Sorge, daß du des Schicksals Liebling lange bleibest . . .“

Seine Lippen bebten! Er verstummte . . .

„Lebt wohl! Lebt wohl! Lebt glücklich.“ —

Der Zug setzte sich in Bewegung.

Noch einmal Abschied winkend, wandte Spartacus sich ab.

Da zupfte ihn jemand am Mantel.

Spartacus wandte sich um, ein graubärtiger Krieger stand vor ihm.

„Feldherr — Spartacus,“ stotterte er verlegen, „ich — ich — ich wollte dir Lebewohl sagen.“

„Ich ziehe fort, — du hast es, hast es ja gewünscht. Aber — ich — ich kann nicht gehen — eh — ich — nicht . . .“ Er beugte sich nieder, ergriff Spartacus' Linke, — die Rechte lag noch in der Binde, — und küßte sie.

„Dank — Dank — schrecklichster Knechtschaft entrißest du mich, — Dank — tausend Dank. . .“

„Wo ziehst du hin?“

Der Krieger hob seine thränengefüllten, treuen blauen Augen auf, sah seinen Feldherrn an und sagte: „Nach Thrakien . . .“

Spartacus' Lippen schlossen sich schmerzlich, er sah zu Boden.

„Du bist ein Thrafer?“ fragte er leise, ohne aufzublicken.

„Ja, Herr!“

Spartacus schwieg. Nach einer Weile flüsterte er: „Kennst du den Hebrus?“

„Nach seiner Mündung wandre ich . . .“

„So weißt du auch — — von den Ddrysen?“

Jetzt hob er den Blick und sah seinen thrakischen Bruder an mit großen schmerzvollen Augen.

„Die Ddrysen, Feldherr?“

„Ich wandere durch ihr Gebiet . . .“

Spartacus wandte sich ab, seine Fäuste ballten sich, er biß die Zähne aufeinander, wie ermüdet schloß sich sein mächtig Augenpaar . . .

Der Graubart stand hinter ihm, that einen Schritt auf seinen Feldherrn zu, zauberte, dann mit einem Ruck entschloß er sich, und beide Hände flehend erhoben, flüsterte er Spartacus zu: „Komm mit! Komm mit mir, Spartacus! Die bösen Menschen hier haben kein Recht auf dich. Versteh'n dich ja garnicht, diese Horden! Denk' doch, denk', was sie dir angethan!“

„Komm mit! Ein Recht auf dich, auf den berühmten Sohn, hat deine Heimat, hat das arme Land, dem solch ein Mann wie du und nur ein solcher wieder helfen kann! Komm, Feld-

herr, hilf deinem Vaterlande! Komm mit nach Thracien!"

Noch einen Augenblick mit gesenktem Haupte stand Spartacus, dem Krieger den Rücken wendend, dann wandte er sich ihm zu.

„Mein Lieber, hast du je gehört, daß einer, der ein Schiff führt, in Gefahr und Sturm das Schiff verläßt, ehe der Letzte der Gefährten noch gerettet war?"

„Von einem Manne hast du solches nie gehört.“

Er schwieg, sah vor sich nieder und wiederum lag schwarze Traurigkeit auf seinen Zügen, wehmütig nickend sagte er leise: „Nach — Thracien, — — — Freund, — ich habe dort nur Tote, — Tote nur und Trümmer, und wenn auch die mit Zaubermacht mich ziehen, — ich könnte dort nur sterben, . . . ja . . . das könnt' ich dort . . .

„Deß ist die Zeit noch nicht . . .

„Du aber, — wenn du jetzt nach meinem Thracien kommst, grüß' mir die alte Stätte meines Glücks . . .

„. . . Und findest du — im Lande der Ddrysen, — — — nein — nein — du findest keinen dort, — du findest niemand — aus der alten Zeit . . .

„. . . Wohl möglich dies: du findest eine Greisin, — eine hohe Frau mit weißem Haupte . . . Sink' vor ihr nieder — und bring' ihr Grüße von dem fernen Sohn . . .

„. . . Möglich wohl, sie führt an ihrer Rechten einen Knaben, . . . Freund, den küsse auf seinen frischen Mund — und sag' dem Kinde, der Fuß käm' über Berg und Meer von seinem Vater . . .

„. . . Möglich auch — du findest keinen mehr,
— so — — wenn du niemanden mehr findest,
— — daß du doch nicht gar so fremd durch
meiner Heimat Marken ziehst, — — — grüß
mir die alten Berge . . .

„Lebewohl . . .“

VI.

Nachdem sein Unterfeldherr Mummius von den Sklaven geschlagen worden, bereitete sich Crassus auf eine große Entscheidungsschlacht gegen Spartacus vor. Es wurde dem Prätor jedoch sehr bald klar, daß die Sklaven jeden Zusammenstoß mit ihm vermieden, und sein Erstaunen wuchs, als Spartacus sich plötzlich nach Süden gegen Lucanien zurückzog bis zur Halbinsel von Rhegium.

Der Grund dieser Maßregel war, Spartacus plante, durch Vermittelung von Seeräubern einige tausend Sklaven nach Sicilien zu werfen, um jenen alten Schauplatz der Sklavenaufstände von neuem zur Empörung gegen Rom zu bringen.

Die Seeräuber hatten eine große Summe Geldes von Spartacus erhalten und sollten nun mit ihren Schiffen vor Rhegium erscheinen, um die für Sicilien bestimmten Abteilungen des Sklavenheeres über die Meerenge zu setzen.

Vergebens jedoch hielten die Wachen des Spartacus hier seit zwölf Tagen Auslug über die See. Kein Schiff ließ sich blicken.

„'s ist Räuberpack! Nichts weiter!“

„Solche Schurken! — Nehmen's Geld und kommen nicht!“

„Diese schöne Insel! Da soll es Früchte geben die schwere Menge und Getreide und hunderttausende von Sklaven . . .“

„Nichts glückt mehr, seit der Priester tot ist.“

„Recht ungemütlich ist's seitdem. Du — heute früh hat sich der Lyder Mornag auch fortgemacht.“

„Ach was?! Schade! Was gab's bei dem zu essen!“

„Zu trinken wohl nicht?“

„Also auch fort!“

„Ja — und denk' dir, du, den Phryx und die Fullonica, — die hat er mitgenommen!“

„Wahrhaftig?“

„Kauft sich irgendwo ein Schloß — der Lyder, da soll der lange Phryx Prokurator werden.“

„So'n Glückspilz!“ —

Die Wachen brachen das Gespräch ab, Spartacus erschien am Strande, mit ihm Strabon und zwei Obersten.

„Nichts?!“ rief Spartacus die Wachen an.

„Nichts, Feldherr!“

„So sind wir betrogen!“

Einen Moment noch sah Spartacus über die weite, erregte, düstergraue Meerflut hin, die Regenschauer peitschten, dann wandte er sich zu seinen Begleitern.

„Der Plan also wäre verloren. Um . . . Vor uns haben wir nun das Meer, hinter uns Crassus und seinen Wall . . .“

„Den Wall, Feldherr, kann Crassus unmöglich schon vollendet haben.“

„Ich beklage, Strabon, daß du hierin irrst.

Der Wall ist fertig, so unglaublich es auch klingt. Vor einer Stunde hatt' ich Bottschaft. Dieser Crassus hat Ideen, das muß man sagen! In einer Länge von sieben Meilen, von Meer zu Meer zieht er seinen Wall quer über die Landenge, um uns zu fangen. In elf Tagen dies Stück Arbeit; das ringt mir Achtung ab."

„Was wird nun, Feldherr?"

Spartacus lächelte.

„Hätten wir Flügel, mein Lieber, wäre die Sache einfach. So jedoch müssen wir sehen, wie wir mit unseren Füßen über diesen Wall wegkommen.

„Laßt zum Aufbruch blasen!"

* * *

„Still — sachte, — daß sie nichts hören! Sie sehen nichts, dafür sorgt die schwarze Nacht. Wir sind heran, da liegt der Wall. Wo sind wir hier?"

„Unfern von Thurit, Feldherr."

„Ein Riesenwerk hat er geschaffen, dieser Crassus! Wie sind die Legionen hinter dem Wall verteilt?"

„Anscheinend sehr ungleichmäßig. Ich zeige dir die Stellen, die ich für die schwächsten halte."

... Frostig weht der Schneesturm über die Heide, schwerfällig wälzt sich niedriges Gewölk vor ihm her. Die Römer-Posten jenseits desalles vermünschen das Wetter, den eisigen Wind, der den Wall umheult. Sie und da

strecken sie sich nieder in die Mäntel eingehüllt, um Schlaf zu finden. Hastig springen sie auf, wenn die Kunde naht, die jeden auf seinem Posten wachend finden soll.

Und doch, doch sehen die Legionare nicht, wie's schlangengleich sich heranwindet, platt auf die Erde gedrückt. Sehen nicht, wie's herangekrochen kommt — von hier — von dort — noch einer — wieder einer — immer neue — von allen Seiten. Leise, — ganz unhörbar huscht's in den Graben, der vor dem Wall sich hinzieht, breitet teergetränktes Holz drin aus, behutsam begießt es Pfähle und Schanzwerk mit Teer in fieberhafter Eile . . .

Drüben schlägt ein Posten Lärm, — im Nu steigt schwefeliger Rauch auf . . .

Drunten glimmt's . . .

Ha! Sturm geblasen! Die Sklaven sind da! Der Wall brennt!!

Die dumpfen Hornsignale trägt ein Windstoß über das Römerheer dahin, er läßt die Funken im Graben hell erglühen, hoch auf lohen die Flammen.

„Es brennt! Es brennt!“

Wo die Flammen aufschlagen, dahin stürzen die Wachen . . .

Ehe noch das Sturmsignal sich fortgepflanzt, braust's jetzt heran. Wo die Flammen nicht lodern, wo eben die Posten ihren Platz verließen, um des Feuers Herr zu werden, da stürmt's herzu, die Erde bebt, mit Wucht stürmt es heran. Die Schwerter in den Fäusten springt's in den

Graben, nimmt's den Wall im Sturm, ergießt sich's durch das Lager, niederstoßend was sich entgegenstellt, verschwindet's rasend rasch, wie es gekommen in Nacht und Finsternis — wie Geisterpfad . . .

Mit gebrochenen Knochen zwar liegt mancher im Graben tot, viele faßte das Feuer, vielen brachten ins ungewisse Dunkel geworfene Römerspeere das Verderben, doch Spartacus, er und der größte Teil der Seinen haben den Prätor Crassus und sein Riesenwerk, den Wall, in einer raschen Stunde überwunden . . .

* * *

Noch einmal leuchtete der Glückstern des Sklavenheeres hell auf. Am Fuße der Petelischen Berge wurde ein glänzender Sieg über einen der Generale des Crassus, Quintus mit Namen, errungen. Wieder ergriff ein Freudentaumel das Sklavenheer. Die kühnsten Hoffnungen sproßten unter diesem Sonnenblicke auf, Pläne kamen wieder in den Beratungen der Obersten zum Vorschein, wie sie die glanzvollen Anfänge der Sklavenerhebung nicht kühner gezeitigt. Tiefenst und ruhig schlug Spartacus vor, dem Crassus auch fernerhin auszuweichen, und in dem gebirgigen Terrain um Petelia eine neue Wendung der Dinge abzuwarten, die vielleicht durch den noch immer erhofften Sklavenaufstand in Sicilien herbeigeführt werden könnte.

Bewundert hörten die Obersten das an. Sie

planten gänzlich anderes. Dieser Sieg, meinten sie, mußte sofort benützt werden, die zuversichtliche freudige Stimmung im Heere sogleich zu größerer That die Gemüter spornen. Jetzt galt es, unverweilt sich auf Crassus zu stürzen, ihn rasch zu vernichten und sodann sich dem Pompeius entgegenzuwerfen, der mit den spanischen Legionen soeben die Alpen überstieg, um dem Crassus zu Hilfe zu eilen. War dann auch Pompeius niedergeworfen, und Rom seines letzten Schutzes beraubt, dann wehe — wehe der Beherrscherin des Weltkreises. Mit jauchzender Begeisterung thaten alle Obersten ihre Zustimmung zu diesem Plane kund. Nur Spartacus saß stumm und blickte mit aufgestütztem Haupte sinnend vor sich hin.

„Hält der Feldherr diesen Plan für unausführbar?“

Spartacus schüttelte den Kopf.

„Ist der Feldherr gegen diesen Plan?“

Einen Moment noch sah Spartacus zu Boden, dann sagte er: „Gegen diesen Plan kann ich nichts sagen, er ist im Sinne der ganzen Erhebung. Wie ihre ersten Anfänge ist auch er aus wagemutigen Geiste geboren. Eins haltet euch aber vor: Euer Plan ist die große Beschleunigung unseres Schicksals. Gehen wir ihm nach, so stürmen wir mit Riesenschritten der Entscheidung zu, — der Weltherrschaft vielleicht, vielleicht jedoch dem jähen und blutigen Ende. Dies haltet euch vor und dann beschließt.“ —

Der Plan ward zum Beschluß erhoben.

*

*

*

Auch Crassus hatte jetzt Veranlassung, eine rasche Entscheidung herbeizuführen. Er bereute, daß er den Senat zu Rom bewogen hatte, den Pompeius nach Italien zu berufen. Crassus hoffte jetzt, ohne diese Hilfe der Sklavenerhebung Herr zu werden, und sein brennender Ehrgeiz trieb ihn, die Macht des Spartacus zu brechen, ehe noch ein anderer römischer Feldherr nach diesen Lorbeeren griff.

So kam es denn, daß wenige Tage nach der Schlacht am Gebirge von Petelia Crassus und Spartacus einander gegenüber standen. Bei Brundisium, im Angesichte des ewigen Meeres, fiel die letzte Entscheidung.

Zu Beginn der Schlacht führte Spartacus sein Roß vor die Front; der Feldherr zog sein Schwert und stieß es im Angesichte seiner Krieger dem edlen Tiere in die Brust. Es brach blutend zusammen.

„Brüder,“ rief der Feldherr, „siegen wir, so wollen wir zu Rom die Rosse der Senatoren besteigen, verlier' ich die Schlacht, so brauch' ich kein Pferd mehr! . . .“

Nun schmetterten die Hörner, die Tuben erklangen, die Heere stürmten gegen einander los; ein verzweifelttes Ringen hob an. Man wußte auf beiden Seiten, heut stand eine Welt auf dem Spiele. Todesmutig kämpften die Krieger des Sklavenheeres, allen voran Spartacus, der — ein grimmiger Löwe, — in den dichtesten Knäueln der Feinde wütete. Seine lodernnden Augen suchten den Gegner, er spähte dürstend nach

Crassus, zwei Centurionen tötete der Thrakerfürst dem Prätor, diesen selbst zu erreichen gelang dem Spartacus nicht. Die thrakische Abteilung des Sklavenheeres, die zumeist aus ehemaligen Gladiatoren bestand, verrichtete Wunder der Tapferkeit, sie wahrte ihren glänzenden, in diesem schlichtenreichen Kriege so oft erprobten Waffenruhm. Aber wie die Thraker auch fochten, das alte römische Schlachtenglück war heute wider sie. Zwar konnten die Legionen diese Reihen, die wie auf Eisenfüßen in den Boden gewurzelt standen, nicht zum Weichen bringen, doch sie mähten sie nieder die thrakischen Fechter, und wie sie gestanden, so lagen sie nun da, die Wunde auf der Brust, geflohen war keiner. . . Die übrigen Abteilungen des Sklavenheeres kamen ins Wanken und lösten sich auf in wilder Flucht.

Hinter ihm, in Reih und Glied zu Tode sich verblutend, lagen seine Thraker, das Heer war zersprengt, er selbst aber, — Spartacus, stand inmitten der feindlichen Reihen und mähte nieder, was sein Schwert erreichte. Da focht er, als jage ein siegreiches Heer hinter ihm drein, als führe er eine jubelnde Menge nachstürmender Sieger. Wie ein schützender Wall um ihn her lagen die Opfer seines Schwertes, wie ein umdräuter Turm von hundert Feinden berannt, fiel er zuletzt und hauchte seine hehre Helbenseele aus. . .

Das Werk der Erlösung war vernichtet. . .

*

*

*

. . . Während die Schlacht noch tobte, war auf einem Hügel an der Walsstatt eine hochgewachsene Greisin erschienen, deren weißes Haar im Winde flatterte. Sie führte an der Rechten einen Knaben, blondlockig, mit blauen blitzenden Augen, der staunend dem bröhnenden Schlachtenlärm lauschte, während die Greisin hoch aufgerichtet stand und mit glühenden Augen dem Schlachtgewühl folgte. Als der Thrakerfürst wie ein umgestülpter Tiger fiel, stieg die Greisin vom Hügel herab, das Kind an der Hand stieg sie hernieder mit großen leiderstarrten Augen, trauernden, welken Zügen, aber hochgewachsen von Herrschergestalt und ungebeugt.

Der Parze gleich — unbewegt, starr, hart wie das Schicksal selber, schritt sie über die blutigen Toten hin; den Knaben trug sie jetzt im Arm.

So ging sie und ging diese reiche Erntestatt des Todes durchmessend — weiter — immer weiter, bis sie in die Nähe des Ortes gelangte, da der siegreiche Römerfeldherr Crassus, von seinem glänzenden Stabe umgeben, sinnend vor einem Toten stand, den man aus einem Berge von Römerleichen soeben ausgegraben.

Man hielt die Greisin an.

„Wo willst du hin?“

„Zu meinem Sohne.“

„Wer ist dein Sohn?“

Ohne den Frager anzusehen, den Fuß zum Weitergehen schon erhebend, sagte sie:

„Spartacus.“

Die Legionare führten die Greisin und den Knaben sogleich vor Crassus.

„Du bist die Mutter des Spartacus?“

„Ja. Gib mir meinen Sohn. Ich will ihn bestatten.“

Ein Murren unter den Offizieren. Wütend, mit schneidender Stimme, schrie ein Tribun:

„Vor die Hunde den Toten!“

Crassus winkte. Da ward es still.

„Wessen ist der Knabe?“

„Des Spartacus Sohn.“

„Woher kommst du?“

„Aus Thracien.“

„Wohin wolltest du?“

„Zu meinem Sohne, — der vor dir liegt.“

Einen Moment noch schwankte Crassus, die unzufriedenen Gesichter der Offiziere musternd, erwog er seinen Entschluß, dann bückte er sich nieder, und nahm aus der erstarrten Faust des Toten das Schwert, vor dem Italien gezittert, als des Siegers gerechte Beute. Dann zog er seinen Feldherrnmantel von der Schulter und deckte seines toten Feindes blutigen Leib mit Purpurfalten zu . . .

„Grabt ihm ein Grab!“ befahl er . . .

Auf der Walfstatt wurde des Spartacus Grab gerüstet.

„Großmutter, was graben die Männer?“ fragte der Knabe.

„Ein Grab.“

„Für wen, Großmutter?“

„Für deinen Vater. Such' Blumen, Kind,
such' Blumen . . .“

* * *

. . . Hinter dem Schlachtfelde drüben sank
nun die Sonne in feuriger Blut.

Am frischgewölbten Grabhügel stand die
Greisin und blickte sinnend in die Abendsonne,
die blutrot erflamnte. Sie sah gen Sonnen-
untergang. Sie blickte rückwärts. Ein Bild
vergangener Geschlechter stand sie da und blickte
rückwärts; — wehe, — was sie sah, — war
Blut . . .

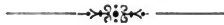
Zwei große schwere Thränen rannen über
ihre vom Leide tief gefurchten Züge; — wie
menschgewordene Trauer stand sie da und weinte,
da sie rückwärts blickte, angesichts des tausend-
jährigen Sammers dieser Menschenwelt.

Das Kind, das blondgelockte, jubelte.

Auf seines Vaters Grab, mit Blumen spielend,
jubelt es. Jetzt schaut es auf, sein Auge richtet
sich gen Osten, der im Widerscheine des blutigen
Sonnenunterganges von rosigem Lichte mild er-
glänzte.

Der Knabe jauchzte, er sah gen Sonnen-
aufgang, blickte vorwärts. Ein Bild der kommen-
den Geschlechter stand er da, sah vorwärts, sah
von einem milden Lichte rosig verklärt die Welt
im Zukunftsdämmerchein und jubelte . . .
Dieses Kind an einem Grabe auf blutgetränktem
Boden stehend, das mit hellem Aug' dem

Osten zujauchzte, dem Osten, da an jedem Morgen nach todeschwarzer Nacht die Sonne strahlend sich erhebt, — ein Bild der menschgewordenen Hoffnung stand es da. Als schauten diese hellen lichten Kinderaugen seherhaft schon die Erlöser, die der Welt das neue ewige Heil zu spenden kämen, so strahlten sie in hoffnungsfrohem Glanze dem golden aufdämmernden Morgen einer neuen, besseren Zeit entgegen . . .



UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY,
BERKELEY

**THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW**

Books not returned on time are subject to a fine of
50c per volume after the third day overdue, increasing
to \$1.00 per volume after the sixth day. Books not in
demand may be renewed if application is made before
expiration of loan period.

MAR 3 1923

MAR 22 1926

20m-1.'22

YB 52979

236990

Land

